



universität  
wien

# MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Die Nachkommen von prominenten Nazis und ihr  
schweres Erbe. Die autobiographischen Berichte der  
ausgewählten Nazi-Kinder“

Verfasserin

Agnieszka Piorkowska, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuerin/ Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Michael Rohrwasser

## **Danksagung**

Ich möchte mich besonders bei Herrn Prof. Dr. Michael Rohrwasser für die Betreuung und Unterstützung während meiner Arbeit bedanken.

Mein Dank gilt auch meinen Eltern, die mir das Studium ermöglicht haben, meinem Mann Jacek Dmochowski, der mich die ganze Zeit unterstützt und an mich geglaubt hat und meiner guten Freundin Maria Paczesniowska, die mir wertvolle Tipps gegeben hat.

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>VORWORT</b>	<b>5</b>
<b><u>I. EINFÜHRUNG</u></b>	<b><u>7</u></b>
<b>1. Die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit</b>	<b>7</b>
1.1. In der Gesellschaft	7
1.2. In der Familie	9
<b><u>II. IM SCHATTEN DER VÄTER - KINDER VON NS-TÄTERN MELDEN SICH ZU WORT</u></b>	<b><u>12</u></b>
<b>1. "Sind Sie die Tochter Speer?" - Margret Nissen und ihr Vater Albert Speer</b>	<b>15</b>
1.1. Die Anregung, über die Familiengeschichte zu schreiben	15
1.2. Erzählweise	16
1.3. Kindheit auf dem Obersalzberg	17
1.4. Die ersten Jahre ohne Vater	20
1.5. Die Briefkorrespondenz zwischen Vater und Tochter	24
1.6. Der fremde Vater	31
1.7. Zusammenfassung	33
<b>2. "Der Schatten meines Vaters" - Richard und Baldur von Schirach</b>	<b>34</b>
2.1. Erzählweise	34
2.2. Die frühe Kindheit	36
2.3. Besuche in Spandau	43
2.4. 1080 Briefe	45
2.5. Entlassung	50
2.6. Enttäuschung	55
2.7. Zusammenfassung	57
<b>3. "Vati" - die Begegnung des Sohnes mit dem Vater:</b>	
<b>Rolf und Josef Mengele</b>	<b>58</b>
3.1. Die Entstehung von "Vati"	58

3.2. Rolf Mengele und seine Beziehung zum Vater	60
3.3. "Vati" von Peter Schneider - die Erzählweise	66
3.4. Ein Anwalt verhört den Todesengel - "Vati"	67
3.5. Zusammenfassung	75
<b>4. Barbara und Arnolt Bronnen - "Die Tochter"</b>	<b>77</b>
4.1. Erzählweise	77
4.2. Der Vater: Alfret Bebra privat und seine politischen Tätigkeiten	79
4.3. Die Tochter - die Hauptfigur und ihr Verhalten	85
4.4. Antisemitismus als Vatermord	88
4.5. Zusammenfassung	89
<b><u>III. DIE DRITTE GENERATION MELDET SICH ZU WORT</u></b>	<b>90</b>
<b>1. Katrin Himmler - "Die Brüder Himmler"</b>	<b>91</b>
1.1. Anregungen, über die Familiengeschichte zu schreiben	91
1.2. Erzählweise	93
1.3. Die Himmlers - eine Familiengeschichte	96
1.4. Ernst Himmler - der unbekannte Großvater	103
1.5. Zusammenfassung	109
<b>2. Claudia Brunner und Uwe von Seltmann als Enkelgeneration auf der Spurensuche - "Schweigen die Täter, reden die Enkel"</b>	<b>110</b>
2.1. Erzählweise	110
2.2. Claudia Brunner und ihre Recherchen nach dem Großonkel	112
2.3. Uwe von Seltmann auf der Suche nach seinem Großvater	119
2.4. Zusammenfassung	125
<b>RESÜMEE</b>	<b>127</b>
<b>BIBLIOGRAPHIE</b>	<b>129</b>
<b>LEBENS LAUF</b>	<b>133</b>

## Vorwort

Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind die autobiographischen Berichte von Kindern ausgewählter Nazigrößen (Margret Nissen, Richard von Schirach, Rolf Mengele, Barbara Bronnen, Katrin Himmler, Claudia Brunner, Uwe von Seltsmann). Die Autoren berichten von ihrer Kindheit, von der Beziehung zu den Eltern und wie sich diese Beziehung im Laufe der Zeit geändert hat. Vor allem ist hier der väterliche Elternteil gemeint, der oft in die Verbrechen des "Dritten Reiches" verstrickt war. Die Analyse der ausgewählten Texte umfasst die Verarbeitung der Erfahrungen von Autoren sowie die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Berichten.

Um die politische Situation in der Nachkriegszeit deutlich zu machen, steht einleitend das Kapitel über die Verarbeitung der NS-Vergangenheit in Gesellschaft und Familie. Hier ist die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit gemeint, die in Deutschland und Österreich auf verschiedenen Ebenen verlief und die sich in letzten Jahren intensiviert – erst in den achtziger Jahren fing man an, mit dem Thema offener umzugehen. Auch innerhalb der eigenen Familie wurde das Gespräch über den Nationalsozialismus häufig verweigert. Dies bewirkte, dass die Biographien der Eltern oder Familienmitglieder, die im Nationalsozialismus Spitzenpositionen innehatten, verschwommen, undeutlich oder sogar mit Lügen behaftet erschienen. Dies ist der Fall bei vielen Kindern von Nazigrößen, die - wenn man ihnen glauben darf - oft nicht wussten, womit genau sich ihre Vorfahren im "Dritten Reich" beschäftigten.

In dieser Arbeit soll an von mir ausgewählten Beispielen dargestellt werden, wie Kinder mit der Beteiligung ihrer Väter an den nationalsozialistischen Verbrechen umgegangen sind und wie sich dieses Wissen über die Teilnahme auf ihre Kindheit und ihr Erwachsenenleben ausgewirkt hat. Sehr oft wird man sehen, dass gerade sie – zweite und dritte Generation die Last des Verbrechens, das ihre Vorfahren begangen haben, tragen. Damit ist vor allem die Last des eigenen Familiennamens gemeint. Für mich ist es wichtig zu zeigen, wie die Nazi-Kinder mit dem eigenen Familiennamen umgegangen sind und auf welche Weise die Zugehörigkeit zu der Familie ihr ganzes Leben beeinflusst hat. Bedeutet für sie der Familienname eine schwere Bürde oder ist er eher eine Erinnerung an den einstigen Ruhm der Familie?

In allen von mir ausgewählten Büchern spielt die Figur des Vaters/Großvaters eine der zentralen Rollen. "Sind Sie die Tochter Speer?" und „Der Schatten meines Vaters" zeigen das innige Verhältnis zu den Vätern während des Gefängnisaufenthaltes (durch Korrespondenz) und die große Enttäuschung nach der Entlassung – das Bild des liebevollen Vaters löst sich auf.

In „Vati“ von Peter Schneider wird der Besuch des schon erwachsenen Rolf Mengele bei seinem Vater Josef geschildert. Die Reise des Erzählers zu seinem Vater nach Südamerika ist der Höhepunkt seines zwanzigjährigen Kampfes mit der schmerzhaften Familiengeschichte. Noch vor seiner Reise erklärt er sich bereit, den Vater trotz allem zu verstehen zu versuchen. Sein Treffen zeigt sich aber als misslungen, da der Vater nicht zur Reue für seine Taten bereit ist.

In „Die Tochter“ begibt sich Barbara Bronnen (Katharina Bebra) auf Spurensuche nach ihrem Vater (Alfred Bebra), der einst glühender Anhänger der Nationalsozialisten war. Mittels ihrer Recherchen versucht sie eine komplette Biographie des Vaters zusammenzustellen; sie will den Vater in einem besseren Licht erscheinen lassen, indem sie Zeitzeugen auswählt, die eher positiv über Alfred Bebra berichten. Für diejenigen, die ihn kritisieren, findet sie kein Verständnis.

In „Die Brüder Himmler“ und „Schweigen die Täter, reden die Enkel“ meldet sich die dritte Generation zu Wort. Katrin Himmler, Großnichte von Heinrich Himmler, präsentiert die Biographien der drei Brüder Himmler. Dabei versucht sie das Geheimnisvolle um ihren Großvater, Ernst Himmler, zu enthüllen und zu verstehen, was ihn veranlasst hat, an den nationalsozialistischen Verbrechen teilzunehmen. Claudia Brunner und Uwe von Selmann dagegen machen sich auf die Spurensuche nach ihren Vorfahren, indem sie die Orte besuchen, an denen ihre berüchtigten Familienmitglieder tätig waren. Aus Dokumenten, Briefen, Fotos und Zeugenaussagen versuchen sie sich ein Bild von ihrem Großvater bzw. Großonkel zu machen.

# I. Einführung

## 1. Die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit

Die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit verläuft auf verschiedenen Ebenen, die sehr vielschichtig sind. Die wichtigsten Ebenen stellen die Auflösung der belasteten Organisationen, die strafrechtliche Auseinandersetzung sowie die Rehabilitation und Entschädigung der Opfer dar. Dabei wird die Erforschung der Vergangenheit und Aufklärung über Praktiken und Mechanismen zu Elementen eines Diskurses, „in dem sich die postdiktatorischen Gesellschaften über ihr Verständnis der Geschichte und damit über ihre Absichten für Gegenwart und Zukunft Rechenschaft geben“<sup>1, 2</sup>

Die NS-Vergangenheit umfasst die zwölf Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft im Deutschen Reich von der *Machtergreifung* im Jahr 1933 bis zur bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stehen insbesondere die vom NS-Regime verübten Verbrechen: das Auslösen des Zweiten Weltkrieges und der Holocaust, und damit zusammenhängend die Opfer und die Schuldfrage. Das Letztere betrifft vor allem die Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern.<sup>3</sup>

### 1.1. In der Gesellschaft

In den unmittelbaren Nachkriegsjahren fand in der deutschen Gesellschaft kaum eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus statt. Es ist nur dazu gekommen, dass wenige Verbrecher im Rahmen der Nürnberger Prozesse mit dem Tode bestraft wurden; auch begann man mit dem Prozess der Entnazifizierung.

Im Buch „Die Last des Schweigens“ von Dan BAR-ON werden Interviews präsentiert, aus denen deutlich hervorgeht, dass das Thema *Nationalsozialismus* und *Holocaust* in der deutschen Gesellschaft totgeschwiegen wurde. Das kann man an dem

---

<sup>1</sup> Dreyer, Janina: Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Examensarbeit. Münster: Grin Verlag, 2008, S. 10.

<sup>2</sup> Vgl. ebd.

<sup>3</sup> Vgl. Welzer, Harald: Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg: HIS Verlag, 2001, S. 13.

folgenden Beispiel sehen: einer der befragten Nachkommen stellt fest: „(...) *die Leute lügen. Sie wussten es alle. Die Holzschuhe und Zwangsarbeiter waren nicht zu überhören, wenn sie morgens früh um fünf durch den Ort gehetzt wurden.*“<sup>4</sup>

Aus Angst vor der eigenen Schuld und Verantwortung wurde dieses Thema in der Öffentlichkeit verdrängt. Das kollektive Schweigen begünstigte wiederum die Verdrängung persönlicher Schuld in den Familien der NS-Täter.<sup>5</sup> Peter, einer der von Dan BAR-ON Interviewten sagt:

Also ich meine, dass es diesen Verdrängungsprozess nie gegeben hat, weil ja nie darüber gesprochen wurde. (...) Was man nicht weiß, verdrängt man auch nicht. Die Eltern haben nicht mit einem darüber gesprochen, in der Schule wurde es nicht erwähnt. Die Jugend hat nichts davon gewusst. Also was sollst du verdrängen, wenn du nichts weißt?<sup>6</sup>

Nach einer verordneten Zwangspause (Internierung, Haft, Entlassung, Suspendierung usw.) kam es Anfang der fünfziger Jahre zu einer weit ausgebreiteten Integration belasteter ehemaliger Funktionäre in die Wirtschaft, aber auch in den öffentlichen Dienst. Während im privaten Erwerbsleben häufig persönliche Netzwerke bestanden, die die Integration erleichterten, wurde dies bei den Staatsdienern von Gesetzes wegen geregelt.<sup>7</sup>

In den sechziger Jahren hat sich die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit intensiviert. Die große Aufmerksamkeit für den Eichmann-Prozess in Jerusalem 1961 und die Kritik an der Tätigkeit von ehemaligen Nationalsozialisten in Politik, Wirtschaft, Verwaltung und an den Universitäten war ein Thema der jugendlichen Protestbewegung und es erlangte hohe Medienresonanz. Man sprach nicht mehr über das "Dritte Reich" sondern allgemein über Faschismus. Man fing an, es als diktatorisches System aufzufassen.<sup>8</sup> Außerdem begann die zweite Generation Fragen zu stellen. Die erste Konfrontation der Täter und Mitläufer durch deren Kinder war keine gesellschaftliche, sondern meistens private Auseinandersetzung.<sup>9</sup>

---

<sup>4</sup> Bar-On, Dan: Die Last des Schweigens. Gespräche mit den Kindern von NS-Tätern; Hamburg: Körber-Stiftung Verlag, 2003, S. 57.

<sup>5</sup> Vgl. Wanderer, Ulrike: Schweigen und Schuld. Die Last der Kinder von NS-Tätern; Studienarbeit. Potsdam: Grin Verlag, 2007, S. 4.

<sup>6</sup> Bar-On: Die Last des Schweigens, S. 64.

<sup>7</sup> Vgl. Hammerstein, Katrin: Deutsche Geschichtsbilder vom Nationalsozialismus. Hier nach: <http://www.bpb.de/apuz/30715/deutsche-geschichtsbilder-vom-nationalsozialismus?p=0> (Stand: 23.03.2012).

<sup>8</sup> Vgl. Schildt, Axel: Gesellschaft, Alltag und Kultur in der Bundesrepublik. Hier nach: <http://www.bpb.de/publikationen/02296269038207972137136065954162.html>. Stand: 23.03.2012.

<sup>9</sup> Vgl. Wanderer: Schweigen und Schuld, S. 4.



In den frühen siebziger Jahren wandte sich das öffentliche Interesse wieder stärker den Trägern des NS-Regimes zu. Seit März 1974 wurde die Zeitschrift „Das Dritte Reich“ herausgegeben. Die Verfilmung der Hitler-Biographie von Joachim Fest war ein visueller Höhepunkt. 1979 wurde die US-Serie „Holocaust“ mit Einschaltquoten von über 30 Prozent ausgestrahlt. Zum ersten Mal diskutierte man öffentlich auch über die Vernichtung der europäischen Juden.<sup>10</sup>

In den achtziger Jahren beschäftigte man sich mit den Diskussionen über das Verhalten der deutschen Gesellschaft und die Zustimmung professioneller Eliten zum Nationalsozialismus. Der Blick auf die NS-Geschichte beschränkte sich nicht nur auf prominente Täter. Man begann sich vielmehr für die Verfolgung der Juden, das Schicksal politischer Oppositioneller, Beispiele von Zivilcourage und Widerstand zu interessieren. Straßen, Schulen und Universitäten wurden nach Opfern und Widerstandskämpfern gegen den Nationalsozialismus benannt.<sup>11</sup> Man fing an, offener mit dem Thema umzugehen und nach den Ursachen zu fragen.

Bei Nazi-Tätern versuchte man spezifische Charakterzüge zu finden, es handelte sich aber um scheinbar normale Menschen.<sup>12</sup> Die Schuld und das Schweigen hatten jedoch negative Auswirkungen auf deren Nachkommen. Lange wurden sie mit ihren Geschichten und Problemen allein gelassen. Erst langsam wandelte sich das Klima des Umgangs mit den Kindern der NS-Täter.<sup>13</sup>

## 1.2. In der Familie

Zur Erfahrung der Generation, die in den letzten Jahren des "Dritten Reiches" und kurz danach geboren ist, gehört die Tatsache, dass ihre Eltern das Gespräch über den Nationalsozialismus verweigerten.<sup>14</sup>

Durch die Niederlage, den Verlust der im "Dritten Reich" erworbenen hohen Position und das Ausmaß der bekannt werdenden Kriegsverbrechen wurde das

---

<sup>10</sup> Vgl. Schildt: Gesellschaft, Alltag und Kultur in der Bundesrepublik.

<sup>11</sup> Vgl. ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Bar-On: Die Last des Schweigens, S. 31.

<sup>13</sup> Vgl. von Westernhagen, Dörte: Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach. München: dtv Verlag, 1991, S. 89f.

<sup>14</sup> Vgl. Brunner, Claudia/von Seltsmann Uwe: Schweigen die Täter, reden die Enkel. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 2011, S. 175.

Selbstwertgefühl der Eltern schwer erschüttert. Dies betraf auch die nicht direkt beteiligten Elternteile. Sie haben entweder über die Beteiligung des Ehepartners Bescheid gewusst oder sind sich dessen bewusst gewesen. Sie haben sich hinter einer künstlichen Stärke versteckt.<sup>15</sup>

Die Angst der Eltern vor ihrer Schwäche war nur zu berechtigt. Sie hatten im Dritten Reich erlebt, wie die Schwachen und Hilflosen niedergetreten und vernichtet wurden, vielfach dabei selbst mitgeholfen. Diese sadistischen Erwartungen konnten leicht auf Kinder übertragen werden.<sup>16</sup>

„Der Panzer“ künstlicher Stärke sollte ihnen Schutz vor der eigenen Schwäche, Schuld und Schamgefühlen bieten. Er machte sie starr, selbstgerecht und unlebendig. Dies bedeutete für ihre Kinder, bei bestimmten Fragen immer zurückgewiesen zu werden. Dadurch bekamen sie oft das Gefühl, die Eltern nie richtig zu erreichen, ihnen nie richtig zu genügen.<sup>17</sup> Dörte von WESTERNHAGEN vermutet, dass *„in vielen Angehörigen der zweiten Generation auf diese Weise das Gefühl entstand, von den Eltern niemals ans Herz genommen worden zu sein, sich niemals in einem Dialog mit ihnen befunden zu haben“*<sup>18</sup>.

Daraus resultierte das bekannte Schweigen, das in vielen Nachkriegsfamilien über das Leben der Eltern und ihrer Rolle im Dritten Reich herrschte. Das bewirkte, dass die Biographien der Eltern verschwommen und undeutlich erschienen oder mit Lügen beladen waren.<sup>19</sup> Claudia BRUNNER, die Großnichte von Alois Brunner, der rechten Hand Adolf Eichmanns, sagt, dass die Familie Brunner sich seit drei Generationen in Unwissenheit hülle oder schweige. Seit sie als 13-Jährige von der Existenz ihres Großonkels erfahren habe, empfinde sie eine Aura des Geheimnisvollen, des Unaussprechbaren, des Gefährlichen, wenn der Name Alois Brunner falle.<sup>20</sup>

Unbewusst haben die Kinder zunächst vieles nicht hinterfragt, um das Eltern-Kind-Verhältnis nicht zu gefährden. Dies ließ sie zu *„Komplizen der Verleugnung der Eltern“*<sup>21</sup> werden.<sup>22</sup>

Dadurch entstand das von BAR-ON genannte Phänomen der *„doppelten Mauer“*<sup>23</sup>:

---

<sup>15</sup> Vgl. Wanderer: Schweigen und Schuld, S. 6.

<sup>16</sup> Von Westernhagen: Die Kinder der Täter, S. 91.

<sup>17</sup> Vgl. ebd.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Vgl. ebd.

<sup>20</sup> Vgl. Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 18.

<sup>21</sup> Wanderer: Schweigen und Schuld, S. 6.

<sup>22</sup> Vgl. ebd.

die erste Generation (...) hat eine Art Mauer zwischen ihren Erlebnissen der Vergangenheit und ihrem Leben nach dem Krieg errichtet. Da ihre Nachkommen über ein feines Gespür für jene Hemmungen der Eltern sowie deren Verteidigungsmechanismen verfügten, errichteten sie ihrerseits eine Mauer. Sobald eine Seite die Bereitschaft zeigte, ein „Fenster“ in ihrer Mauer zu öffnen und ansetzte, etwas zu sagen oder eine Frage zu stellen, traf sie im Normalfall nur auf die „Mauer“ der anderen Seite.<sup>24</sup>

Viele Kinder der Täter haben erst als Erwachsene erfahren, was ihre Väter in der Vergangenheit gemacht hatten. „Peter“<sup>25</sup> berichtet, dass er erst als 18-Jähriger von der Tätigkeit seines Vaters während des Krieges zu wissen bekommen habe: *„Von den Eltern habe ich überhaupt nichts erzählt bekommen, soviel ich weiß, überhaupt nichts. (...) Ich sah zufällig eine Fernsehsendung und habe darin meinen Vater gesehen. Darüber wurde nie gesprochen. Ich habe auch nie gefragt.“*<sup>26</sup>

Dörte von WESTERNHAGEN wagt die These, dass die gesamte zweite Generation mit dem Problem einer zwiespältigen Idealbildung zu kämpfen habe und vor dem Problem stehe: die Eltern zu verachten oder trotz allem, was sie in der Vergangenheit getan haben, bedingungslos zu lieben.<sup>27</sup> Dies führt dazu, dass: *„diese Kinder etwa im intellektuellen Bereich Zusammenhänge verwischen oder spalten müssen, im Emotionalen (...) zerrissen sind, stets gefährdet, vor Angst, Scham, Wut und Todesdrohung auseinanderzufallen.“*<sup>28</sup>

Jene, die sich entscheiden, ihre Eltern bzw. Vorfahren für das, was sie getan haben, zu verachten und sie laut zu kritisieren, stoßen oft auf Ablehnung innerhalb der eigenen Familie. Am Beispiel von Claudia BRUNNER lässt sich dieses Problem sehr genau beobachten:

(...) spätestens beim Thema familiärer Loyalität musste es dann krachen, denn während ich es bisweilen laut herausschreie und meinen Großonkel für seine Taten auch vor anderen verurteile – nicht zuletzt, um mich deutlich vor seiner Ideologie zu distanzieren -, kommt bei meinem Vater, wie bei vielen der zweiten Generation, die familiäre Verbundenheit viel stärker ins Spiel.<sup>29</sup>

---

<sup>23</sup> Bar-On, Dan: Wie lassen sich deutsche und israelische Jugendliche zum Thema Holocaust ansprechen? In: Bar-On, Dan/Brendler, Konrad/Hare, A. Paul (Hg.): Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln... . Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 1997, S. 10.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Einer der Interviewten von Dan Bar-On.

<sup>26</sup> Bar-On: Die Last des Schweigens, S. 55.

<sup>27</sup> Vgl. von Westernhagen: Die Kinder der Täter, S. 143.

<sup>28</sup> Ebd., S. 103.

<sup>29</sup> Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 75.

Die Situation würde sich zuspitzen, wenn sie willens wäre die Auslieferung von Alois Brunner theoretisch zu unterstützen. Für ihren Vater und andere Familienmitglieder wäre es "familiärer Hochverrat" und damit undenkbar.<sup>30</sup>

Es gibt auch Nachkommen, die ihre Eltern bzw. Väter als Opfer sahen. Die Kinder der Nazis erlebten ihre Eltern nie als Täter innerhalb der eigenen Familie. Die Eltern fühlten sich oft als Opfer und wurden von ihren Kindern, als sie noch klein waren, in dieser Rolle akzeptiert. Peter SICHROVSKY hat zahlreiche Interviews mit Kindern aus Nazifamilien durchgeführt. Über einige von ihnen hat er in seinem Buch „Schuldig geboren“ geschrieben. Eine Frau beschrieb ihm ihren Vater, der hoher SS-Offizier gewesen war und eine entscheidende Funktion in einem Konzentrationslager hatte, als einen *"nervösen, zittrigen Mann, ständig in Angst lebend, dass die Polizei ihn holen würde. (...) Der Vater wagte sich nur nachts auf die Straße. Sehen so machtgerige Unmenschen aus, die Millionen anderer auf dem Gewissen haben? Ich konnte mir meinen Vater nie als einen solchen vorstellen."*<sup>31</sup>

Wie es aus den obigen Beispielen hervorgeht, gab es verschiedene Arten, wie man mit der NS-Vergangenheit innerhalb der eigenen Familie umging: die meisten Eltern haben über ihre Vergangenheit geschwiegen oder versuchten sich als Opfer darzustellen. Als die Kinder die Wahrheit erfuhren, waren sie entweder schockiert und lehnten daraufhin ihre Eltern ab oder aber sie konnten einfach nicht glauben, dass ihre Eltern zu so etwas Schrecklichem fähig waren – und sahen ihre Eltern weiter als Opfer, die damals nicht anders entscheiden konnten.

## **II. Im Schatten der Väter – Kinder von NS-Tätern melden sich zu Wort**

Schon in den achtziger Jahren tauchte die Frage auf, wie die zweite und dritte Generation von Nazitätern die Schuld ihrer Eltern und Großeltern verkraftet haben. Nicht nur Autoren wie Dörte von WESTERNHAGEN oder Peter SICHROVSKY hatten sich seinerzeit mit diesem Thema beschäftigt. Auch in den Printmedien, in

---

<sup>30</sup> Vgl. ebd.

<sup>31</sup> Sichrovsky, Peter: Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln: Kiepenheuer & Witsch Verlag, 1987, S. 17.

Funk und Fernsehen versuchte man anhand zahlreicher Interviews, diese Frage zu beantworten.

Seit einigen Jahren ist eine wahre Flut von Erinnerungsliteratur zu beobachten, die sich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzt. Von einem besonders starken persönlichen Bedürfnis nach Aufarbeitung der Vergangenheit zeugen die Werke, die von Angehörigen der zweiten Generation verfasst worden sind. Als direkte Nachkommen der verstorbenen Generation, die für den Krieg und die Judenverfolgung verantwortlich gewesen ist, sehen sich die Täter-Kinder besonders von der Schuld ihrer Vorfahren belastet. Die überwiegend autobiographischen Werke stellen eine schmerzliche Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte dar. Die Autoren sagen sich von der Loyalitätsverpflichtung gegenüber Verwandten los und enthüllen Wahrheiten, die ihnen jahrelang durch eine Mauer aus Tabus und Schweigsamkeit vorenthalten wurden.<sup>32</sup>

In den Berichten der Kinder, die in dieser Arbeit präsentiert werden, werden wir sehen, dass sich unter dem Lack eines „normalen“ Familienlebens Brutalität in der Politik und in der Kriegsführung verbergen können. Die Väter bzw. Großväter, die die Verantwortung für die Kriegsverbrechen trugen, passen nicht zu dem stereotypen Bild eines Massenmörders. Sie zeigen keine Ähnlichkeit mit den aus Filmen bekannten, halbbetrunkenen sadistischen Wärtern, die unschuldige Menschen in die Gaskammer stießen. Sie waren auch keine Psychopathen, die ihre Frauen prügeln und Kinder missbrauchten. Gerade diese Alltäglichkeit, diese "Banalität des Bösen", die mit dem Streben nach Erfolg verbunden ist, erschreckt am meisten.<sup>33</sup>

Man weiß sehr gut von den vielen Millionen Opfern des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts. Doch in einem anderen Sinne gehören auch die Kinder der NSDAP-Führer zu den Opfern. Viele Jahre nach dem Tod ihrer Väter tragen sie die Last eines Familiennamens, der oft Erinnerungen an schreckliche Verbrechen mit sich trägt. Sie sind beladen mit „*dem Verlangen zu begreifen, was den Menschen, den sie liebten, veranlasst haben könnte, dem Dritten Reich zu dienen*“<sup>34</sup>. Einige bewältigen ihr Erbe durch Leugnen: sie behaupten, ihre Eltern hätten nur ihre Pflicht getan und

---

<sup>32</sup> Vgl. Gremmel, Caroline: Nüchternes Erschrecken über Vater und Großvater. In: Ewers, Hans-Heino /Mikota, Jana /Reulecke, Jürgen /Zinnecker, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. München: Juventa Verlag 2006, S. 139.

<sup>33</sup> Vgl. Posner, Gerald: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich. Gespräche mit den Kindern von Tätern. Berlin: Das Neue Berlin Verlag, 1994, S. 9.

<sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 10.

ihnen hätte nur das Wohl der Menschen am Herzen gelegen. Sie geben einer Handvoll Fanatikern die Schuld an den Verbrechen. Sie sind stolz darauf, ihre Väter zu verteidigen.<sup>35</sup> Sie leugnen jede Missetat und „*machen den gleichen anachronistischen Eindruck wie die hassenswerten Theorien des Nationalsozialismus*“<sup>36</sup>. Sie hängen noch teilweise innerlich am Ruhm ihrer Väter aus den Kriegszeiten. Insofern sie die Handlungen ihrer Eltern rechtfertigen, können sie sich nicht von der Gefühlswelt der Nazizeit befreien. Sie weigern sich, die geringste Spur eines Verbrechens anzuerkennen und sehen sich nicht gezwungen, ihre Gefühle und Liebe zu den Vätern zu erläutern.<sup>37</sup>

Andere schauen der Realität ins Auge und empfinden nur Hass gegenüber ihren Vätern. Sie lehnen alles ab, was mit der Naziartei und ihren Eltern zusammenhängt.<sup>38</sup> Wer aber mit der Politik und den Verbrechen des Vaters bricht, wird oft von Scham und Schuld geplagt.

Die zweite Generation empfindet oft größere moralische Empörung über die Verbrechen während des Zweiten Weltkrieges als ihre Väter bzw. Eltern, die eigentlichen Täter.<sup>39</sup>

Ob die Kinder ihre Eltern verteidigen oder verurteilen, in jedem Fall ist zu beobachten, dass je berühmter der Name der Familie, desto stärker der Druck der Öffentlichkeit. Die „prominenten“ Kinder sieht man oft im Lichte ihrer Eltern. Sie werden an deren Laufbahn statt an ihrer eigenen beurteilt.<sup>40</sup>

---

<sup>35</sup> Vgl. ebd.

<sup>36</sup> Ebd., S. 281.

<sup>37</sup> Vgl. ebd., S. 281.

<sup>38</sup> Vgl. ebd.

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. 280.

<sup>40</sup> Vgl. ebd., S. 281.

# 1. „Sind Sie die Tochter Speer?“ – Margret Nissen und ihr Vater Albert Speer

## 1.1. Die Anregung, über die Familiengeschichte zu schreiben

Margret NISSEN hat nie über den Vater reden wollen. Nie mit ihrer Mutter, nie mit ihren Geschwistern, nie mit ihrer besten Freundin.

Zwei Jahre bevor sie mit dem Schreiben angefangen hat, kam der Filmmacher Heinrich Breloer und wollte ein Doku-Drama drehen. Er hatte vor, ihren Vater Albert Speer und dessen Verhältnis zu Hitler, seine Arbeit als Architekt und als NS-Rüstungsminister zu zeigen. Dabei sollten die Aussagen von Speers Kindern entscheidend sein. So wurde sie gefragt, ob sie auch dazu bereit wäre. Sie lehnte erstmals ab. Breloers Pläne waren ihr „zu bombastisch“<sup>41</sup>. Sie meinte: *„Wir sind nicht die Familie Mann. Ich wollte nicht im Fernsehen erscheinen. Ich halte nichts davon, historische Personen der Zeitgeschichte von Schauspielern darstellen zu lassen.“*<sup>42</sup>

Trotzdem kamen Fernsehteams in ihre große Altbauwohnung in Berlin-Schöneberg. Sie machten sich breit, stellten ihre Lampen auf und baten Margret Nissen zum Interview. Margret war nun bereit zu sprechen.<sup>43</sup>

Die Idee, ein Buch darüber zu schreiben, wie es ist, die Tochter Albert Speers zu sein, ist kurz nach NISSENS Absage auf Breloers Angebot entstanden.

Lange hat Margret NISSEN die Bücher ihres Vaters verkehrt herum ins Regal gestellt, damit sie den Namen auf dem Buchrücken nicht sehen musste.<sup>44</sup> Eines Tages saß ihre Nachbarin am Tisch in der Küche und fragte: *„Warum darf denn keiner nach dem Vater fragen?“*<sup>45</sup> Dann ging es los. NISSEN fing an, zu erzählen. Kurz danach kamen noch ein Tonband und eine Journalistin dazu. In den Pausen zwischen den Gesprächen holte sie auch alte Dokumente hervor, die in der Familie zum Teil im Original, zum Teil auch nur in Abschriften erhalten geblieben sind. Dazu

---

<sup>41</sup> Nissen, Margret: Sind Sie die Tochter Speer? München: Bastei Lübbe Verlag, 2005, S. 13.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Vgl. Beyer, Susanne: Vater und Verbrecher. In: Der Spiegel, Nr. 5, Jahr 2005, S. 149.

<sup>44</sup> Vgl. Minkmar, Nils: Die Wiederkehr von Albert Speer – wozu? In: Frankfurter Allgemeine, Nr. 6, vom 13.02.2005, S. 29.

<sup>45</sup> Ebd.

gehörten unter anderem Briefe zwischen Vater und Tochter, Vater und Mutter, aber auch private Aufzeichnungen der Mutter.<sup>46</sup>

## 1.2. Erzählweise

Albert Speer war als Mitglied der verbrecherischen Elite der Nationalsozialisten Hitlers Baumeister und Rüstungsminister, schließlich verurteilter Kriegsverbrecher. Im Schatten seiner Karriere und seiner 20 Jahre dauernden Haft wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit wuchs seine Tochter Margret auf.

Margret NISSENS Erinnerungen "Sind Sie die Tochter Speer?" erzählen teils von einem Leben unter dem Eindruck, Kind eines Hauptkriegsverbrechers zu sein, den Ängsten, sich mit dem Vater und seiner Rolle im Regime auseinander zu setzen. Sie sind gleichzeitig aber auch die ganz gewöhnliche Geschichte einer Frau, die im Nachkriegsdeutschland ohne Vater aufwächst, und daher mehr als ein Dokument zur Biographie Albert Speers. Die Erinnerungen zeigen mit teils fragmentarischen Erinnerungen und anhand privater Briefe das Verhältnis zwischen Vater und Tochter.<sup>47</sup>

Margret NISSEN erzählt in einem frischen, direkten und offenen Ton. Sie berichtet chronologisch, indem sie mit der frühen Kindheit am Obersalzberg und damit dem beruflichen Aufstieg des Vaters anfängt: „*Noch in meinem Geburtsjahr zogen meine Eltern mit meinen Geschwistern Albert, Hilde, Fritz und mir auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden.*“<sup>48</sup> Sie fährt weiter fort mit der Jugend in Heidelberg, dem zwanzig Jahre dauernden Aufenthalt des Vaters im Gefängnis bis zu seiner Entlassung und schließlich seinem Tod. Dabei erzählt sie von ihren Gefühlen, die sie bei jedem dieser Ereignisse begleitet haben. Für den Moment, als das Urteil über ihren Vater verkündet wird, berichtet sie von gemischten Gefühlen, die sich zu diesem Zeitpunkt unter den Familienmitgliedern verbreiten.

Mein Vater war zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden. Zwanzig Jahre. Wenigstens nicht die Todesstrafe. Erleichterung und Enttäuschung machten sich

---

<sup>46</sup> Vgl. Beyer: Vater und Verbrecher, S. 149.

<sup>47</sup> Vgl. Pietschmann, Oliver: Sind Sie die Tochter Speer? In: Stuttgarter Nachrichten, vom 21.09.2007.

<sup>48</sup> Nissen: Sind Sie die Tochter Speer?, S. 15.



gleichermaßen unter uns Kindern breit. Wir hatten in der Familie einerseits die Todesstrafe befürchtet und andererseits auf eine kürzere Haftstrafe gehofft.<sup>49</sup>

NISSENS mit viel Offenheit erzählte Geschichte gibt persönliche Einblicke in die Art und Weise, wie sie mit ihrer Familiengeschichte früher umgegangen ist und wie sie heute damit umgeht. Das Buch folgt ihrer subjektiven Sichtweise in den verschiedenen Entwicklungsstufen: von der Kindheit bis zum Erwachsenenalter.<sup>50</sup> Es werden verschiedene Phasen des Vater-Tochter-Verhältnisses präsentiert: die kleine Margret, die eine kindliche Bewunderung für ihren Vater hegte - „*Aus dem Flugzeug stieg breit lachend mein Vater. Wir Kinder rannten hin und umringten ihn schreiend vor Freude. Ich war stolz, so einen Vater zu haben.*“<sup>51</sup> Und andererseits die wütende Tochter, die es leid war, im Schatten ihres Vaters zu stehen<sup>52</sup>:

Seinetwegen habe ich nicht nur ein schlechtes Gewissen, mehr noch, seinetwegen fühle ich mich schuldig. „Sind Sie die Tochter Speer?“ Vor dieser Frage fürchtete ich mich jahrzehntelang. Ich hatte früh geheiratet und war erleichtert gewesen, meinen Mädchennamen los zu sein. Doch auch mit dem neuen Nachnamen ging es immer nur darum: Wer weiß, wer ich bin? Wann kommt es heraus? Wann sage ich es oder behalte ich es für mich? Ich habe gelitten, statt mich zu wehren und mich mit meinem Vater auseinanderzusetzen.<sup>53</sup>

### 1.3. Kindheit auf dem Obersalzberg

Margret wurde am 19. Juni 1938 geboren und verbrachte auf dem Obersalzberg ihre ersten Lebensmonate. Noch in ihrem Geburtsjahr zog die wachsende Familie vom im Jahre 1935 von Albert Speer gebauten Haus in Berlin-Schlachtensee auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden.<sup>54</sup>

Am Obersalzberg wurde 1937/38 von ihrem Vater in einiger Entfernung von Hitlers Berghof ein altes Bauernhaus gebaut. In diesem Haus hat die Familie Speer von 1938 bis 1945 gewohnt. Für Margret hieß das Haus einfach „*Obersalzberg*“<sup>55</sup> <sup>56</sup>.

---

<sup>49</sup> Ebd., S. 58.

<sup>50</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>51</sup> Ebd., S. 36.

<sup>52</sup> Vgl. ebd., S. 10.

<sup>53</sup> Ebd., S. 12.

<sup>54</sup> Vgl. ebd., S. 15.

<sup>55</sup> Ebd., S. 16.

<sup>56</sup> Vgl. ebd.

Die Autorin erinnert sich dabei auch an Hitlers Geburtstage, zu denen sie und ihre ganze Familie jedes Jahr eingeladen waren: *„Jedes Jahr zu Hitlers Geburtstag wurden wir Kinder schön angezogen und dann mitgenommen ‚zum Berghof hoch‘, wie es immer hieß, an den Wachposten vorbei, um unsere Blumensträuße abzuliefern. Jedes Kind musste Hitler einen Blumenstrauß überreichen.“*<sup>57</sup>

Nach Hitler gefragt, kann sie sich an überhaupt nichts erinnern. Sie sei sich nur sicher, dass sie seinem Idealbild nicht entsprochen habe: *„Ich war eher pummelig, hatte braune Augen, dunkle struppige Haare und schielte ein wenig, im Gegensatz zu meiner älteren Schwester, die blonde Haare hatte und viel mehr vorgezeigt wurde als ich. Mich ließ man in Ruhe, was mir durchaus recht war.“*<sup>58</sup>

Was die damaligen Beziehungen ihrer Eltern zu Hitler und seiner Geliebten Eva Braun anbelangt, bezeichnet die Autorin sie als sehr gut. Zu diesem Zeitpunkt waren ihre Eltern oft bei Hitler zu Gast. Sie glaubt, dass sie beide diese Zeit sehr genossen hätten. Sie haben nach Angaben ihrer Mutter viele Ausflüge gemeinsam gemacht. Einen Ausflug zum Arlberg schilderte Margrets Mutter so: *„Fräulein Eva war eine gute Skifahrerin. Der Führer sah das nicht so gerne, da er Angst hatte vor Verletzungen und Beinbrüchen.“*<sup>59</sup>

Die Rolle ihrer Mutter in diesen Jahren auf dem Obersalzberg bestand darin, dass sie *„dazu gehörte und an der Seite ihres Mannes repräsentierte“*<sup>60</sup>. Sie war auch oft verreist, so dass die Kinder in diesen Jahren weitgehend ohne Eltern aufwuchsen.<sup>61</sup> Margret kann sich deswegen auch kaum an ihre Mutter erinnern: *„An meine Mutter zu Hause habe ich wohl auch deshalb keine besonderen Kindheitserinnerungen. Ich kann mich zum Beispiel nicht erinnern, dass sie damals je mit uns Kindern gespielt hätte. Oder uns in den Arm genommen hätte, wenn wir weinten.“*<sup>62</sup>

Die Tage, an denen ihr Vater zu Hause auf dem Obersalzberg war, waren wie *„ein hoher Feiertag“*<sup>63</sup>. *„Der Herr Speer ist da“*<sup>64</sup> – hieß es. Zu solchen selten

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 19.

<sup>58</sup> Ebd., S. 22.

<sup>59</sup> Ebd., S. 25.

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> Vgl. ebd.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Ebd., S. 28.

<sup>64</sup> Ebd.

vorkommenden Anlässen durften die Kinder morgens zum Vater ins Schlafzimmer. „Das war das Höchste der Gefühle überhaupt“<sup>65</sup> – berichtet die Autorin.

Als kleines Mädchen bewunderte sie ihren Vater. In ihren Erinnerungen aus der Kindheit ist er ein liebevoller Vater geblieben, der nie mit den Kindern schimpfte: „Mein Vater war ganz groß und hatte ein scheues Lächeln. Er wurde nie laut mit uns Kindern.“<sup>66</sup> Er machte vor allem viel Unsinn und viele Späße und dafür liebten ihn seine Kinder.<sup>67</sup> Andererseits hält die Autorin es für fraglich, ob die Familie ihm wirklich so viel bedeutete. Sie meint: „(...) er hat sich um unsere Erziehung nicht gekümmert. Ich bin mir nicht sicher, wie viel ihm Kinder und Familie wirklich bedeutet haben. Ich glaube, er betrachtete uns als Spielzeug.“<sup>68</sup>

Eine Lieblingsbeschäftigung, die der Vater gerne während seines Aufenthalts zu Hause unternahm, war es, mit den Kindern in seinem offenen Sportwagen ganz schnell in der Gegend herumzufahren.<sup>69</sup> Die Kinder hatten damals viel Spaß dabei und „quietschten vor Freude“<sup>70</sup>.

Wenn Margret Nissen das Thema des Krieges in ihrem Buch anspricht, stellt sie fest, dass sie zu diesem Zeitpunkt nichts von Bomben und Zerstörungen zu sehen bekommen haben. Sie wussten nicht, was der Krieg eigentlich bedeutete. Die Bombardierungen geschahen, nachdem die ganze Familie den Obersalzberg verlassen hatte.<sup>71</sup>

Im Haus von Familie Speer gab es auch keine nationalsozialistischen Symbole, keine Uniformen und keinen Hitlergruß. Den oben genannten Ritualen begegnete Speers Tochter nur bei Besuchen auf dem Berghof.

Im Gegensatz zu den Bormann-Kindern, die von ihrem Vater nationalsozialistisch erzogen wurden, wahrten meine Eltern, zumindest nach meinem Eindruck, trotz der exponierten Stellung meines Vaters in dieser Beziehung eine gewisse Distanz. Ich vermute, dass auch das Personal von meiner Mutter sorgfältig ausgesucht war, es sollte uns in keinerlei Weise beeinflussen.<sup>72</sup>

---

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Ebd.

<sup>67</sup> Vgl. ebd.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Vgl. ebd.

<sup>70</sup> Ebd.

<sup>71</sup> Vgl. ebd., S. 33.

<sup>72</sup> Ebd., S. 33f.

Bei Erinnerungen an diese Zeit stellt Margret NISSEN zusammenfassend fest, dass ihre Kindheit, sie die auf Hitlers Obersalzberg erlebte, für sie eine glückliche Kindheit gewesen sei.<sup>73</sup>

## 1.4. Die ersten Jahre ohne Vater

Das Kriegsende 1945 erlebte Familie Speer an der Ostsee. Ihr Zufluchtsort war ein großes Haus voller Flüchtlinge mit vielen Kindern. Die Verhältnisse waren ganz anders als im großen Bauernhaus auf dem Obersalzberg.<sup>74</sup> Die Autorin kann sich genau an einen unerwarteten Besuch des Vaters an der Ostsee erinnern. Sie war damals sehr stolz darauf, dass sie so einen Vater hat:

Eines Tages, Ende April 1945, erschien über uns am Himmel ein kleines Flugzeug. Alle rannten hinaus auf die Wiese und schauten hoch (...) Aus dem Flugzeug stieg breit lachend mein Vater. Wir Kinder rannten hin und umringten ihn schreiend vor Freude. Ich war stolz, so einen Vater zu haben. Alle möglichen Leute liefen zusammen und betrachteten das Schauspiel. Sein Auftritt war effektiv und kurz. So würde mir der Vater meiner Kindheit in Erinnerung bleiben: Er blieb eigentlich unerreichbar und war selten da, er liebte Überraschungsbesuche und hatte verrückte Einfälle.<sup>75</sup>

Mit diesem kurzen Besuch wollte sich Albert Speer von seiner Familie verabschieden. In einem seiner letzten Briefe, noch bevor er verhaftet wurde, schrieb er seiner Frau, dass er nicht mit Hitler in den Tod gehen werde.<sup>76</sup>

In den ersten Briefen nach seiner Gefangennahme versuchte er kein allzu negatives Bild zu vermitteln. *„Ihr braucht Euch um mich nicht zu sorgen. Es geht mir nach wie vor recht gut (...) Bin braungebrannt, frisch und gut erholt.“*<sup>77</sup>

1946 zog Familie Speer nach Heidelberg. Als der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher zu Ende ging, konnten alle das Schlusswort des Vaters am Radio verfolgen. Am 30. September und 1. Oktober 1946 wurden die Urteile verkündet. Albert Speer war zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden.

---

<sup>73</sup> Vgl. ebd., S. 34.

<sup>74</sup> Vgl. ebd., S. 35.

<sup>75</sup> Ebd., S. 36.

<sup>76</sup> Vgl. ebd.

<sup>77</sup> Ebd., S. 39.

Gemischte Gefühle verbreiteten sich unter den Kindern<sup>78</sup>: „*Erleichterung und Enttäuschung machten sich gleichermaßen breit.*“<sup>79</sup>

Der Internationale Militärgerichtshof hatte Albert Speer in den Punkten III (Kriegsverbrechen) und IV (Verbrechen gegen die Menschlichkeit) für schuldig befunden. Margret NISSEN war damals acht Jahre alt. Sie sagt, dass sie heute nicht mehr wisse, ob sie gefragt habe, warum ihr Vater auf einmal vor ein Gericht gestellt und ins Gefängnis geschickt worden sei, warum er auf einmal als Verbrecher bezeichnet wurde<sup>80</sup>, nachdem „*er doch vorher gerühmt worden war und alle von ihm voller Respekt und Hochachtung gesprochen hatten*“<sup>81</sup>.

Für sie war er auch damals kaum der Vater, an den sie mit Sehnsucht dachte, den sie wirklich vermisste. In den letzten Kriegsjahren (sie kann sich vor allem an diese Zeit erinnern) war er kaum zu Hause gewesen. „*Selbst zu Weihnachten zog er fast regelmäßig vor, Reise und Frontbesuche zu machen*“<sup>82</sup>, schreibt die Autorin. Das war auch der Grund dafür, dass sie kein inniges Verhältnis zu ihm entwickeln konnte. Obwohl er sich den Kindern ständig entzog, haben sie ihn auch sehr gemocht und bewundert<sup>83</sup>: „*Er war, wenn wir ihn trafen, freundlich, lustig und nie streng mit uns Kindern, hatte Humor und war stets zu Streichen aufgelegt.*“<sup>84</sup>

Wenige Wochen nach der Urteilverkündung bekam Margret vom Vater die erste aus dem Gefängnis. Der Vater hat von der Mutter erfahren, dass die Tochter sehr fleißig in der Schule sei und ermunterte sie in seiner humorvollen und ironischen Art,<sup>85</sup> „*nicht zu fleißig zu sein*“<sup>86</sup>.

Trotz Abwesenheit des Vaters war er für alle in der Familie immer präsent geblieben. Seine physische Anwesenheit war dazu nicht notwendig. Margret glaubt, dass ihre Mutter es als eine ihrer Hauptaufgaben gesehen habe, die Verbindung zwischen dem Vater und den Kindern weiter aufrechtzuerhalten.<sup>87</sup> Das geschah vor allem mithilfe der Briefkorrespondenz.

---

<sup>78</sup> Vgl. ebd., S. 54.

<sup>79</sup> Ebd., S. 58.

<sup>80</sup> Vgl. ebd., S. 59.

<sup>81</sup> Ebd.

<sup>82</sup> Ebd.

<sup>83</sup> Vgl. ebd.

<sup>84</sup> Ebd.

<sup>85</sup> Vgl. ebd., S. 62.

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Vgl. ebd.

Eines der größten Probleme, mit denen Familie Speer zu kämpfen hatte, war Geldmangel. Albert Speer hat aufgrund seiner Verurteilung nie eine Pension bekommen und sein Vermögen war von den Alliierten beschlagnahmt worden. Trotzdem kam in Heidelberg der Name Speer auch nach dem Krieg bei den Menschen gut an. Nach dem Eindruck der Autorin hatte die Verurteilung des Vaters zumindest auf privater Ebene kaum negative Auswirkungen. Es gab viele Menschen in Heidelberg, die Albert Speer dankbar waren, weil er Ende März 1945 nach Heidelberg gefahren war und dazu beigetragen hatte, die Stadt bei Kriegsende vor der Zerstörung zu retten.<sup>88</sup>

Was die Grundschule anbelangt, gab es keine Probleme für die Speer-Kinder, Plätze zu finden. Erst mit dem Gymnasium fingen die Schwierigkeiten an. Die Mutter musste herumlaufen und betteln, damit die älteren Geschwister einen Platz bekamen. Keine Schule wollte sie wegen des berüchtigten Vaters nehmen. Es wurde schließlich eine Privatschule in der Stadt gefunden.<sup>89</sup> Auch Margret wechselte bald auf ein Privatgymnasium (Elisabeth-von-Thadden-Schule). Davon berichtete sie ihrem Vater in einem der Briefe mit allen Einzelheiten. Auszugsweise hieß es:

Ich freue mich schon, wenn die Ferien vorbei sind, weil ich dann nach Wiblingen in die Schule kommen. Am 19. Juli war die Prüfung, es waren ungefähr 80 Kinder. 18 durften schon früher nach Hause gehen, da war ich auch dabei. Wie brauchten keine mündliche Prüfung mehr zu machen, weil wir die schriftliche gut bestanden hatten.<sup>90</sup>

NISSEN erinnert sich an einen Tag, wo sie sich das erste Mal für die Taten ihres Vaters schuldig gefühlt habe. Das geschah in den ersten Schultagen, wo die Kinder einander vorgestellt wurden. Dabei wurde der Klasse mitgeteilt, wer Margrets Vater war. Zu ihren Mitschülerinnen gehörte auch Adda von Haeften, die Tochter des Widerstandskämpfers, der nach dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli 1944 hingerichtet worden war. Margret hatte damals sehr große Hemmungen mit ihr zu reden: *„Es war furchtbar für mich. Zum ersten Mal (...) sah ich mein Leben auf einmal in einen direkten Zusammenhang gestellt mit dem Leben und den Handlungen meines Vaters.“*<sup>91</sup> Der Autorin wurde eine „Rollenverteilung“<sup>92</sup> bewusst

---

<sup>88</sup> Vgl. ebd., S. 70.

<sup>89</sup> Vgl. ebd., S. 71.

<sup>90</sup> Ebd., S. 73.

<sup>91</sup> Ebd., S. 74.

<sup>92</sup> Ebd.

gemacht: sie als „*die Böse*“<sup>93</sup>, als Tochter eines nationalsozialistischen Täters, und Adda – „*die Gute*“<sup>94</sup>, als Tochter eines Opfers des Nationalsozialismus.<sup>95</sup>

NISSEN unterstreicht, dass ihre Familie, weil der Vater nicht zu Hause war, einen unkonventionelleren Lebensstil als andere Familien pflegte: „*Sonntags frühstückten wir spät und ließen das Mittagessen ausfallen.*“<sup>96</sup> Außerdem war das Haus der Familie Speer immer offen, wo unter einem Dach viele Nationen lebten. Mit einem Vater zu Hause wäre es sicher strenger zugegangen. Oft sagten die Geschwister im Spaß<sup>97</sup>: „*Gut, dass er nicht da ist, dass hätte er uns bestimmt nicht erlaubt.*“<sup>98</sup>

Als NISSEN ihre erste Auslandsreise 1953 nach Schweden machte, sprach sie niemand auf ihren Namen an. Die Leute wussten, wer ihr Vater war, aber niemand hat danach gefragt. „*Das Leben dort war viel lockerer als in Deutschland*“<sup>99</sup>, meint sie. Ganz anders verlief ihr Aufenthalt in Frankreich. Einmal nahm sie eine Mitschülerin nach Hause mit und stellte sie den Eltern mit ihrem Namen vor. Der Vater begriff sofort, wer sie war und warf sie sofort aus dem Haus und setzte sie auf die Straße.<sup>100</sup>

Der Schock saß tief, vielleicht tiefer als meine erste bewusste Begegnung mit diesem Makel zu Beginn meiner Gymnasialzeit.  
Ich wurde für meinen Vater bestraft und verachtet. Warum musste ich so einen Vater haben? Musste er uns das antun? – das waren meine Gedanken.<sup>101</sup>

Sie wurde für die Taten ihres Vaters bestraft, obwohl sie unschuldig war. Dieses Ereignis gehörte zu Situationen, in denen sie es bereute, dass Albert Speer ihr Vater war.

1957 machte Margret das Abitur. Sie ging gern in die Schule, das einzige Problem war ihre Faulheit – „*Faulheit und Unlust nahmen mit den Jahren zu und erreichten im letzten Schuljahr ihren Höhepunkt.*“<sup>102</sup> Unter anderem auch von solchen Problemen berichtete sie ihrem Vater: „*Ich weiß gar nicht, was du von mir denkst, dass du immer*

---

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Ebd.

<sup>95</sup> Vgl. ebd.

<sup>96</sup> Ebd., S. 81.

<sup>97</sup> Vgl. ebd.

<sup>98</sup> Ebd.

<sup>99</sup> Ebd., S. 84.

<sup>100</sup> Vgl. ebd., S. 86.

<sup>101</sup> Ebd.

<sup>102</sup> Ebd., 88.

*solche Angst hast, ich könnte durchs Abitur fallen (...) Ich bin froh, wenn ich den Saftladen hinter mir habe.*<sup>103</sup>

Der Vater versuchte sie zu ermuntern, indem er ihr so zurückschrieb: *„Angst habe ich auf jeden Fall noch keine, und wiederholt habe ich auch noch nichts. Du kannst ganz beruhigt sein.“*<sup>104</sup> Margrets Sorgen sollten sich als unbegründet herausstellen, weil sie das Abitur letztendlich doch bestand.<sup>105</sup>

## 1.5. Die Briefkorrespondenz zwischen Vater und Tochter

Margret NISSEN war fünfzehn Jahre alt, als sie ihren Vater nach dem Krieg das erste Mal wiedersah. Bis zu diesem Zeitpunkt bestand der Kontakt zwischen dem Vater und den Kindern ausschließlich aus zahlreichen Briefen, die während der 20-jährigen Haftzeit des Vaters geschrieben wurden.

Was den Aufenthalt des Vaters im Gefängnis angeht, interessierte Margret vor allem die Tatsache, dass ihr Vater, Albert Speer, inhaftiert wurde. Er saß in einem Kriegsverbrecher-Gefängnis. Das war für das kleine Mädchen schlimmer als ein normales Gefängnis,<sup>106</sup> aber auch *„etwas Besonderes“*<sup>107</sup>. *„Ich hatte mir da so zurechtgelegt, dass er kein Mörder war, sondern ein politischer Gefangener, was immer ich mir darunter als Kind vorstellte“*<sup>108</sup>, erläutert die Autorin.

Speers inoffizielle Briefe aus dem Spandauer Gefängnis berichteten auf betont humorvolle Weise vom Alltag dort, *„der stark von dem Streit der vier Siegermächte untereinander bestimmt war“*<sup>109</sup>. Dies alles vermittelte den Kindern das Bild, dass Spandau alles andere als ein normales Gefängnis war.<sup>110</sup> Der Vater nannte es eine *„Narrenburg“*<sup>111</sup>.

---

<sup>103</sup> Ebd.

<sup>104</sup> Ebd., S. 89.

<sup>105</sup> Vgl. ebd.

<sup>106</sup> Vgl. ebd., S. 90.

<sup>107</sup> Ebd.

<sup>108</sup> Vgl. ebd.

<sup>109</sup> Ebd.

<sup>110</sup> Vgl. ebd., S. 91.

<sup>111</sup> Ebd.



In seinen Briefen versuchte er vor allem ganz bewusst seine Situation milder, gelassener und leichter darzustellen, als es wahrscheinlich in der Wirklichkeit war.<sup>112</sup>

Am 8. Mai 1949 schilderte er Margret seine Situation: *„Ich möchte Dir, liebe Margret, etwas von hier erzählen. (...) Wir haben reichlich zu essen. Oft denke ich, ob Ihr auch so gut und reichlich versorgt seid. Statt Brot essen wir in diesem Monat Biskuits, die von England kommen.“*<sup>113</sup>

Es gelang Margrets Vater ab 1947 „schwarze“, das heißt illegal verfasste Briefe aus dem Gefängnis heraus- und hineinzuschmuggeln. Margret wählte sich immer nur *„das Anekdotenhafte“*<sup>114</sup> heraus, das sie amüsierte.

Mein Vater hatte ein Gespür für die absurden Vorgänge, die bürokratischen Verrenkungen, die menschlichen Verwicklungen, die im Spandauer Gefängnis an der Tagesordnung waren, und er verstand es, sich vor uns als gelassener Zellenbewohner zu präsentieren, der die internen Vorgänge mit einer Prise Ironie würzte (...) So erläuterte er uns einmal das „ganze System“, nach dem Spandau funktionierte.<sup>115</sup>

Die Geschichten von eingeschlafenen Wärtern, wild gesäten Blumen, heimlich beschrifteten Kürbissen, beleidigten Direktoren entsprachen dem kindlichen Gemüt und erfüllten dabei den Zweck, dass Margret und die anderen Kinder sich das Leben im Gefängnis nicht so gruselig vorstellten.<sup>116</sup>

Einerseits klang Vaters Ton in den Briefen so locker, andererseits hatte er aber die Kontrolle über die ganze Familie. Margret erinnert sich, dass es ihr damals nicht so vorkam, weil er physisch nicht anwesend war,<sup>117</sup> deswegen war er auch für sie keine *„einschüchternde und strafende Autorität, sondern eine ganz entfernte, moralische Instanz“*<sup>118</sup>.

Wenn sich die Autorin die damals geschriebenen Briefe anschaut, stellt sie fest, dass ihr Vater Sinn für Humor hatte. Sie empfand und empfindet auch heute beim Lesen seiner Briefe, dass sein Sinn für Humor nicht gestellt oder aufgesetzt war.<sup>119</sup> *„Er macht ihn in meinen Augen zu einem durchaus gefühlvollen Menschen, auch wenn*

---

<sup>112</sup> Vgl. ebd.

<sup>113</sup> Ebd., S. 92.

<sup>114</sup> Ebd., S. 94.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. ebd., S. 95.

<sup>117</sup> Vgl. ebd.

<sup>118</sup> Ebd.

<sup>119</sup> Vgl. ebd., S. 96.

*ihm das oft abgesprochen wurde.*<sup>120</sup> Sie glaubt, er habe einfach keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, seine Gefühle zu zeigen, mithilfe solcher „Witzeleien“<sup>121</sup> habe er sie versteckt.

1947 schrieb Margret den ersten Brief an ihren Vater, in dem sie ihm zu seinem Geburtstag gratulierte: *„Lieber Papa! (...) Ich gratuliere Dir zu deinem Geburtstag und wünsche Dir, dass Du gesund bleibst und wir uns bald wiedersehen.“*<sup>122</sup>

Im Laufe der Zeit wurde der Ton zwischen Vater und Tochter vertrauter. Es entwickelte sich eine Art Freundschaft. Der Briefwechsel erfüllte in den ersten Jahren der Haft eine wichtige Funktion: die Position des Vaters als Oberhaupt der Familie zu sichern und im Alltag seiner Kinder präsent zu sein<sup>123</sup>: *„Ein väterlicher Geist, der durch unser Haus und unsere Köpfe spukte, obwohl er nie direkt zugegen war.“*<sup>124</sup>

Was die Gefängnisbesuche anbelangt, standen sie in ersten Jahren in erster Linie Margrets Mutter zu. Die Regelung lautete: der Besuch eines Familienmitglieds findet alle zwei Monate statt und dauert eine Viertelstunde. 1953 wurden die Besuchsregelungen gelockert: der Gefangene durfte einen eine halbe Stunde dauernden monatlichen Besuch empfangen. Margret besuchte ihren Vater das erste Mal im Jahr 1954. Sie war damals noch keine sechzehn Jahre alt und durfte deshalb nur in Begleitung ihrer älteren Schwester gehen. Während des Besuches saß sie ihrem Vater gegenüber. Umarmen oder anfassen durften sie sich nicht. Zwischen den beiden stand ein breiter Tisch, der sie voneinander trennte. Hinter dem Rücken saßen fremde Menschen, die darauf achteten, dass der Gefangene und der Besucher nichts Falsches sagten.<sup>125</sup> Der Vater berichtete von diesem Besuch seiner jüngsten Tochter in seinen Tagebüchern so: *„Du siehst noch genauso aus wie früher! (...) Noch nie in den letzten neun Jahren war ich der Gefängniswelt so völlig entkommen.“*<sup>126</sup> (Eintrag vom 2. Mai 1954)

1952 wurden die Bestimmungen für den Briefverkehr mit dem Vater gelockert und die Familie durfte nun wöchentlich einen Brief schreiben: *„Lieber Papa! Vor ein paar Minuten war der Briefträger da und hat Deinen Brief gebracht, in dem Du*

---

<sup>120</sup> Vgl. ebd.

<sup>121</sup> Ebd.

<sup>122</sup> Ebd., S. 98.

<sup>123</sup> Vgl. ebd., S. 99.

<sup>124</sup> Ebd.

<sup>125</sup> Vgl. ebd., S. 100ff.

<sup>126</sup> Speer, Albert: Spandauer Tagebücher. Frankfurt a. M.: Propyläen Verlag, 1975, S. 367.

*geschrieben hast, dass wir jetzt jede Woche 1300 Worte schreiben dürfen. Das hat mich sehr gefreut und ich habe mich gleich an die Arbeit gemacht.*<sup>127</sup>

1300 Wörter pro Woche bedeuteten oft eine lästige Pflicht, konnten aber auch Spaß machen, wenn die ganze Familie sonntags sich an den Küchentisch setzte und nach Worten suchte. Die 1300 Wörter bedeuteten bei einer siebenköpfigen Familie nicht viel für das einzelne Familienmitglied<sup>128</sup>: *„Jeder notierte seine Wörterzahl am Ende des Briefes, so hatte jeder einen Anhaltspunkt, wie viel er noch schreiben konnte oder musste.“*<sup>129</sup> Jeden Sonntagabend wurde der Brief pünktlich zur Post gebracht, damit er rechtzeitig in Spandau eintraf. *„Jedes Wochenende hieß das, sich den Kopf zu zerbrechen, was man dem fernen Vater schreiben, womit man ihm eine Freude machen konnte.“*<sup>130</sup> Aus heutiger Sicht stellt NISSEN fest, dass diese Pflicht ein wirksames Mittel gewesen sei, den Vater in ihrem Bewusstsein wachzuhalten.<sup>131</sup>

Der Vater versuchte immer alles zu kontrollieren und deshalb ist es dazu gekommen, dass Margret 1954 zur *„Briefdirigentin“*<sup>132</sup> ernannt wurde. Sie bedankte sich so für die neue Rolle: *„Vielen Dank übrigens für Deinen langen Brief und untertänigsten Dank für die ehrenvolle Ernennung zum Briefdirigenten. Ich werde mich bemühen, mein Bestes zu tun, mich des Postens würdig zu benehmen.“*<sup>133</sup>

Margret war von nun an dafür verantwortlich, dass jedes Familienmitglied seinen Teil des Briefes schrieb und dass dieser schließlich pünktlich zur Post gebracht wurde. Die Autorin hat sich mehrmals gefragt, warum sie als *Briefdirigentin* ausgewählt worden sei. Sie vermutet, dass der Vater sie zu diesem Posten ernannt habe, weil sie *„die Praktischste, die Zuverlässigste und die Gerechteste“*<sup>134</sup> von allen gewesen sei. *„Ich war mehr der Typ, der im Haushalt einsprang, bei Familienfeiern half, sich im Hintergrund hielt, aber zupacken konnte, wenn es nötig war.“*<sup>135</sup>

Der Autorin ist das Schreiben meistens leicht gefallen. Noch 1962, als sie und alle Geschwister aus dem Haus auszogen, versprach sie ihrem Vater, dass sie versuchen werde, in Zukunft die Brieftermine zu regeln. Sie hielt ihr Amt bis zur Abreise nach Bagdad durch. Danach hat sie ihm weitergeschrieben. *„Trotz Studium,*

---

<sup>127</sup> Nissen: Sind Sie die Tochter Speer?, S. 107.

<sup>128</sup> Vgl. ebd.

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> Ebd., S. 108.

<sup>131</sup> Vgl. ebd.

<sup>132</sup> Ebd.

<sup>133</sup> Ebd.

<sup>134</sup> Vgl. ebd., S. 109.

<sup>135</sup> Ebd.

*Heirat, Geburten musste ein Brief an Vater organisiert werden*<sup>136</sup>, erläutert NISSEN. In ihrem letzten Brief, datiert vom 26. September 1966, vier Tage vor Speers Entlassung, schrieb Margret: *„Langsam wird es spannend.“*<sup>137</sup>

Während der zwanzigjährigen Briefkorrespondenz berichtete NISSEN ihrem Vater von vielen Ereignissen, die in ihrem Leben passierten. Sie durfte auch keine anderen Themen ansprechen, z.B. politische Themen, die verboten waren. Stattdessen erzählte sie im Detail z.B. von ihrer Konfirmation<sup>138</sup>: *„Wir mussten niederknien, und jeder bekam seinen Konfirmandenspruch gesagt. (...) Danach wurden wir eingesegnet und mussten dann um den Altar herumlaufen und den Kirchenältesten die Hand geben.“*<sup>139</sup>

Sie plauderte viel über ihre Haustiere, über Tanzstunden, Kinobesuche, Näharbeiten, alles was damals ihren Alltag bestimmte. Sie verriet stolz, dass sie der Mutter beim Kochen helfe, zählte in vielen Briefen alle Zeugniszensuren auf und erläuterte dem Vater das neue Zensurensystem. Alle ihre Briefe schrieb sie mit kindlichem Eifer und Liebe zum Detail. Zu ihrer Unzufriedenheit ging jedoch der Vater nur kurz darauf ein. Sie spürte einen Mangel im Vergleich zu ihren Geschwistern. Einmal traute sie sich darüber zu beschweren:

Ich verstehe es, dass Du in meinen Briefen keine Probleme findest, die Du aufgreifen kannst. (...) Sonst gibt es zu meinem Schulleben ja auch nichts zu schreiben. Es ist ja doch immer das Gleiche und was anderes kommt ja auch nicht vor. Ich fand es die ganze Zeit immer ein bisschen komisch, dass Du an die andern so lang schreibst und an mich so kurz.<sup>140</sup>

Das Verhältnis zu ihrem Vater war freundschaftlich und ihrerseits auch fürsorglich. Ihre Fürsorglichkeit sieht man in einem Brief, in dem sie dem Vater berichtet, dass sie ihm einen Pullover gestrickt und den mit einer langen Waschanleitung versehen habe.<sup>141</sup> Der Vater bedankt sich in seinem nächsten Brief, indem er schreibt: *„Gestern wurde mir Dein Pullover gebracht. Er ist wunderbar. Ich hätte mir nicht vorgestellt, dass Du das so schön hinbringst. (...) Natürlich habe ich das Ding gleich übergezogen. Es passt auch in der Länge, prima!“*<sup>142</sup>

---

<sup>136</sup> Ebd., S. 111.

<sup>137</sup> Ebd.

<sup>138</sup> Vgl. ebd., S. 112.

<sup>139</sup> Ebd., S. 113.

<sup>140</sup> Ebd., S. 117.

<sup>141</sup> Vgl. ebd.

<sup>142</sup> Ebd., S. 118.

Margret bekam in den Briefen vom Vater mehrmals Ermahnungen, die fürsorglich gemeint waren, dass sie z.B. zu wenig für die Schule arbeite. Trotzdem hat er nicht versucht, sie durch Drohungen zu beeinflussen. Er gab vor allem Ratschläge, z.B. für die Berufsauswahl. Der Beruf der Fotografin, den Margret später auswählte, entsprach allerdings nicht seinen Vorstellungen. Er zweifelte daran, ob sie davon leben könnte.<sup>143</sup>

Sie verhielt sich ihrem Vater gegenüber – passend zu ihrem Alter – „*mädchenhaft kokett*“<sup>144</sup>. Einerseits wollte sie sich immer ein bisschen schlechter machen als sie in Wirklichkeit war, andererseits wollte sie ihm auch gefallen – „*schließlich hatte ich Konkurrenz durch meine Geschwister*“<sup>145</sup>, stellt NISSEN fest.<sup>146</sup> Diesen „*unbekümmerten*“<sup>147</sup> Ton gegenüber ihrem Vater behielt die Autorin bis zum Schluss bei. Sie berichtete ihm ehrlich von Studienproblemen, kleinen Depressionen oder Minderwertigkeitskomplexen. Es gab kein Thema, das sie während dieser 20 Jahre dauernden Briefkorrespondenz nicht angesprochen hätte.<sup>148</sup>

In Herzensangelegenheiten versuchte die Tochter den Vater in ihre Entscheidungen einzubeziehen. Ab 1957 tauchte ihr alter Freund Hans Nissen in den Briefen als „Bekannter“ auf, ohne dass sie dem Vater ihr Verhältnis offengelegt hätte. Erst 1959 stellte sie ihn dem Vater vor, indem sie schrieb: „*Ich bin gerne bereit, Dir ein wenig Auskunft über jenen Hans zu geben.*“<sup>149</sup> Ihre Verlobung teilte sie dem Vater am 31. Oktober 1960 brieflich mit:

Lieber Papa! Falle nicht vom Stuhl, wenn ich Dir zu Alberts Neuigkeit noch eine Überraschung bereite. Am Samstagabend (...) beim Wein hob dann Hans sein Glas und gab bekannt, dass wir uns verlobt haben. Es ist so schade, dass Du das nicht alles miterleben konntest. (...) Schade, dass Du nicht mitfeiern kannst, aber zur Hochzeit bist Du ja auf jeden Fall da.<sup>150</sup>

Margret hatte gehofft, dass der Vater vorzeitig aus der Haft entlassen wird, was aber nicht geschah, und die Hochzeit fand am 14. April 1962 ohne ihren Vater statt. Die Autorin meint, der Vater sei durch das junge Paar vor vollendete Tatsachen gestellt

---

<sup>143</sup> Vgl. ebd., S. 120.

<sup>144</sup> Ebd., S. 123.

<sup>145</sup> Ebd.

<sup>146</sup> Vgl. ebd.

<sup>147</sup> Ebd., S. 125.

<sup>148</sup> Vgl. ebd.

<sup>149</sup> Ebd., S. 127.

<sup>150</sup> Ebd., S. 129.

worden. Hans lernte seinen Schwiegervater erst nach der Hochzeit kennen. Zu dieser Zeit besuchten sie ihn beide im Gefängnis.<sup>151</sup>

Die Nachricht von der Geburt seiner ersten Enkeltochter erhielt Speer per Telegramm ins Gefängnis. In Margrets Brief hieß es damals: *„Lieber Papa, darf ich Dich herzlich zu Deinem neuen Titel beglückwünschen. Ist es nicht ein komisches Gefühl, wenn man Großvater ist? Schade, dass Du Deine Enkelin nicht sehen kannst.“*<sup>152</sup>

Dies alles ist ein Beweis dafür, dass Albert Speer das Familienoberhaupt geblieben war, um das ständig viele Handlungen seiner Frau und Kinder kreisten. Obwohl er kaum eingreifen, bestimmen oder handeln konnte, war es ihm gelungen, im Mittelpunkt zu bleiben und seine Rolle zumindest als *„Schattenvater“*<sup>153</sup> zu behaupten.<sup>154</sup>

Als sich die Zeit der Entlassung näherte, war der Autorin klar, dass ihr Bild vom Vater zum großen Teil fiktiv bleiben musste. Einmal schrieb sie ihm:

Dass Du zu Hause anders sein wirst als bei den Besuchen, ist keine Frage (...) Auf jeden Fall werden wir Dich ganz und gar als Oberhaupt der Familie anerkennen und auf jede Laune Rücksicht nehmen! (...) Du darfst Dir deswegen keine Vorwürfe machen, Du habest etwas versäumt. Für mich bist Du immer der ideale Vater gewesen – vor allem mit Humor, manchmal etwas streng, manchmal sehr nachgiebig, und mit Gefühlen, die man jedoch nur ahnen konnte. (...) Am liebsten mag ich immer Dein Lächeln, halb scheu, halb liebevoll.<sup>155</sup>

Den obigen Brief schrieb sie aus Bagdad, weit weg von zu Hause, weg von allem, was sie mit dem Namen Speer verband. Margret meint, dass sie gerade aus dieser großen Entfernung einen ehrlichen und sehr persönlichen Brief habe schreiben können. Der Brief war für sie eine Liebeserklärung an den Vater – *„an jemanden, dessen Liebe [sie] selbst nie sicher sein konnte und der für [sie] Zeit seines Lebens faktisch kaum erreichbar blieb“*<sup>156</sup>. Das, was Margret in diesem Brief formulierte, hat sie nie wieder so sagen können. Zu so einem solchen Maß an Nähe und Liebe, das aus diesem Brief hervorgeht, ist es nie mehr gekommen.<sup>157</sup>

---

<sup>151</sup> Vgl. ebd., S. 129ff.

<sup>152</sup> Ebd., S. 132.

<sup>153</sup> Ebd.

<sup>154</sup> Vgl. ebd.

<sup>155</sup> Ebd., S. 133.

<sup>156</sup> Ebd.

<sup>157</sup> Vgl. ebd., S.134.

## 1.6. Der fremde Vater

In der Nacht zum 1. Oktober 1966 wurde Albert Speer kurz vor Mitternacht aus dem Spandauer Gefängnis entlassen. Pünktlich um null Uhr öffneten sich die Flügel des Gefängnistores und Margrets Vater war nach 20 Jahren Haft endlich frei.<sup>158</sup>

Margret schreibt: *„Mein Vater hatte den Rummel um seine Person erwartet, ihn vielleicht sogar lange ersehnt und den gesamten Verlauf akribisch geplant.“*<sup>159</sup> Damit meint sie unter anderem eine Pressekonferenz, die gleich nach der Entlassung mit allen Einzelheiten geplant war, und auf der ihr Vater eine Erklärung abgeben wollte. Gleich danach wollte er nach Malente am Kellersee ziehen, wo er sich für kurze Zeit der Öffentlichkeit entziehen wollte. Dort warteten auf ihn auch alle Kinder, Kindeskinde, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Die Familie wollte in Ruhe zwei Wochen miteinander verbringen. Margret vermutete schon damals, dass dieses Familientreffen nicht gut gehen konnte.<sup>160</sup> *„In der ländlichen Abgeschlossenheit war er uns ausgeliefert. (...) Es muss für ihn verstörend gewesen sein, auf so viele Menschen zu treffen und andauernd mit ihnen zusammen zu sein.“*<sup>161</sup>

Der Vater hat sich trotzdem bemüht, freundlich zu sein. Er stellte seinen Kindern Fragen und sie antworteten auch höflich. *„Das Thema war abgehakt und das Gespräch erstarb“*<sup>162</sup>, entsinnt sich NISSEN. Als er den Raum verließ, wurde das Gespräch fortgesetzt. Meist ging er auch früh ins Bett. *„In Spandau hatte er außerdem verlernt, sich nach anderen Menschen zu richten.“*<sup>163</sup> So wartete er z.B. bei Mahlzeiten nicht bis alle ihre Portion auf dem Teller hatten, sondern fing, sofort zu essen an. Alle Familienmitglieder hatten viele gemeinsame Gesprächsthemen, es gab gemeinschaftliche Erlebnisse. Davon war der Vater weitgehend ausgeschlossen.<sup>164</sup> *„Unser Leben war zu großen Teilen an ihm vorbeigegangen, während der Haft, und so blieb es auch in den Jahren danach“*<sup>165</sup>, stellt die Autorin fest. NISSEN hat auch später von Joachim Fest<sup>166</sup> erfahren, dass der Vater nur noch

---

<sup>158</sup> Vgl. ebd., S. 149.

<sup>159</sup> Vgl. ebd.

<sup>160</sup> Vgl. ebd., S. 151.

<sup>161</sup> Ebd.

<sup>162</sup> Ebd., S. 152.

<sup>163</sup> Ebd.

<sup>164</sup> Vgl. ebd., S. 152.

<sup>165</sup> Ebd., S. 153.

<sup>166</sup> Joachim Fest ist der Autor der Biographie von Alber Speer: „Speer. Eine Biographie“.

mit Verbitterung über dieses Familientreffen gesprochen hat: *„Selbst in Spandau habe er sich niemals so einsam gefühlt. Die vierzehn Tage nahmen kein Ende. Schon nach Kurzem sehnte er sich in seine Zelle zurück, in seinen Garten, zu den Büchern, den verbissenen Rundgängen und dem mönchischen Leben.“*<sup>167</sup>

Margret NISSEN war froh, dass sie bei diesen Familientreffen ihre beiden Kinder dabei hatte und sich jederzeit zurückziehen und mit ihnen beschäftigen konnte. Sie wollte auf jeden Fall vermeiden, mit ihm allein zu sein.<sup>168</sup> *„Was hätte ich auch mit ihm reden sollen?“*<sup>169</sup>, fragt sich die Autorin.

Albert Speer erzählte von seinem Leben in Spandau und seinen Zukunftsplänen. Die ganze Familie war interessiert und erwartete auch, dass er an ihrem Leben Anteil nehme. Dazu ist es leider nicht gekommen.

Unsere Gespräche langweilten ihn, vermute ich. Er schaltete schnell ab, ging auf innere Distanz. Unsere Arbeit, Freunde, Interessen, unser Leben interessierten ihn nur am Rande. Und sein früheres Leben, das Thema worüber er am besten sprechen konnte, wurde von uns nicht angesprochen, sondern blieb tunlichst ausgespart. Ein Teufelskreis für alle.<sup>170</sup>

Mit diesen Worten drückt die Autorin ihre Enttäuschung aus. Sie hatte mehr von ihrem Vater erwartet. Sie hatten sich doch 20 Jahre nicht gesehen. Sie hoffte, dass sie das, was sie durch seine Haft versäumt hatten, jetzt nachholen konnten. Sie hat sich sehr geirrt. *„Die Beschäftigung mit uns, mit der Familie kam völlig zu kurz. Wir waren quasi nicht existent.“*<sup>171</sup>

Im September 1969 erschienen „Erinnerungen“ und 1975 die „Spandauer Tagebücher“, zwei Werke ihres Vaters. Margret gibt zu, dass sie damals diese Veröffentlichungen nur flüchtig gelesen habe. Sie hat die Bücher so weit oben wie möglich ins Regal gestellt und drehte sogar den Rücken der Bücher nach innen, um den Namen Speer auf der Buchrückengestaltung nicht jeden Tag sehen zu müssen.<sup>172</sup> Heute, nach gründlichem Lesen, stellt sie fest, dass die Familie für ihn überhaupt nicht gezählt habe. *„Sein Leben spielte sich ohne die Familie, ohne uns Kinder ab.“*<sup>173</sup> Sie spürt sogar eine Diskrepanz zwischen dem, was er geschrieben hat, und dem, was er persönlich, mündlich, körperlich zum Ausdruck bringen konnte.

---

<sup>167</sup> Fest, Joachim: Speer. Eine Biographie. Berlin: Alexander Fest Verlag, 1999, S. 437.

<sup>168</sup> Vgl. Nissen: Sind Sie die Tochter Speer?, S. 154.

<sup>169</sup> Ebd.

<sup>170</sup> Ebd., S. 155.

<sup>171</sup> Ebd., S. 158.

<sup>172</sup> Vgl. ebd., S. 157.

<sup>173</sup> Ebd., S. 158.



Albert Speer ist es gelungen, eine engere Beziehung zu seinen Enkelkindern aufzubauen als zu seiner eigenen Tochter. Sie bekamen erst viel später mit, welche Rolle ihr Großvater im "Dritten Reich" gespielt hatte.<sup>174</sup>

Zu einem inneren Bruch mit ihrem Vater kam es ein paar Jahre später. Der Grund dafür war ganz privat, persönlich. Margret erfuhr von ihrer Mutter, dass der Vater eine Geliebte hatte. Sie sah damals ihre Mutter das erste Mal weinend. Sie verübelte ihrem Vater nicht nur, dass er eine Freundin hatte, sondern dass er mit dieser Tatsache ihrer Mutter gegenüber auf ausgesprochen brutale Weise umgegangen ist. Dennoch sind die Eltern zusammen geblieben. Margret kann es sich nicht verzeihen, dass sie sich zur Komplizin hat machen lassen. Sie bereut, dass sie den Vater nicht zur Rede gestellt hat. Diese schwere emotionale Erschütterung hat auch dazu beigetragen, dass die Mutter kurz darauf an Parkinson erkrankte.<sup>175</sup>

## 1.7. Zusammenfassung

Was Margret NISSENS Einstellung zu ihrem Vater angeht, hat sie sich anders als andere aus ihrer Generation verhalten, die ihre Väter attackiert und in Frage gestellt haben.

Möglicherweise wurde auch unter uns Geschwistern die Frage der Schuld oder das Verhalten des Vaters unterschiedlich gesehen, aber wir haben untereinander darüber nie diskutiert. Ich kenne die Einstellung meiner Geschwister dazu bis heute nicht und kann in diesem Zusammenhang nur für mich sprechen.<sup>176</sup>

Für sie war wichtig, dass ihr Vater sich zur Mitschuld an den Massenverbrechen des NS-Regimes im Nürnberger Prozess bekannt und seine Strafe verbüßt hatte. Dieses Verhalten hat ihm wahrscheinlich den Kopf gerettet und nach seiner Entlassung sicherte es ihm eine publizistische Akzeptanz und damit auch den wirtschaftlichen Erfolg.<sup>177</sup>

Für NISSEN bleibt die Frage unbeantwortet, wie sich aus einem humorvollen, sympathischen, sentimental jungen Mann der ehrgeizige Machtmensch entwickeln

---

<sup>174</sup> Vgl. ebd., S. 159.

<sup>175</sup> Vgl. ebd., S. 175.

<sup>176</sup> Ebd., S. 216.

<sup>177</sup> Vgl. ebd., S. 217.

konnte. „*Ich wehre mich dagegen, wenn Leute sagen, dass er gefühllos war*“<sup>178</sup>, schreibt die Autorin. Seine Gefühle und Liebe kamen nur in seinen Briefen an die Familie zum Ausdruck. Körperliche Nähe hatten er und ihre Mutter in der Kindheit, wie viele in ihrer Generation, nicht erfahren, deswegen konnten sie es auch nicht weitergeben. Margret glaubt, ihr Vater sei einsam gewesen. Er versuchte aber die Einsamkeit durch Humor und Freundlichkeit zu überspielen.<sup>179</sup>

Der Autorin ist rätselhaft, warum ihr Vater 1942 das Amt des Rüstungsministers übernahm. Sie kann es sich nur aus seinem Ehrgeiz erklären, den er nach seinen Erfolgen als Architekt und Organisator immer stärker entwickelte.<sup>180</sup>

Die Teilnahme an Unrecht und Verbrechen wird immer mehr Geschichte. Margret NISSEN macht es nicht einfacher, sondern schwieriger, ihr persönliches, überwiegend positives Bild des Vaters und sein Wirken im "Dritten Reich" zusammenzuführen. Durch die Arbeit an ihrem Buch ist für sie auch die „andere“, negative Seite ihres Vaters klarer hervorgetreten. Sie hat ihr jedoch auch gezeigt, dass sie sich durch die permanente Beschäftigung mit ihm sehr belastet fühlt. Heute kann sie zwar mit diesem Thema selbstbewusster umgehen, und sie hat auch gelernt über ihre Vergangenheit zu sprechen. Sie wird auch weiter zwischen einem historischen und einem privaten Vater trennen müssen,<sup>181</sup> „*denn nur so kann [sie] wohl mit ihrer Erinnerung an ihn leben*“<sup>182</sup>.

## **2. „Der Schatten meines Vaters“ – Richard und Baldur von Schirach**

### **2.1. Erzählweise**

Im Jahr 2005 haben sich die jüngsten Kinder von Nazitätern zu Wort gemeldet, darunter neben Margret NISSEN Richard von SCHIRACH.

Als sich Baldur von Schirach als Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg vor dem Internationalen Gerichtshof verantworten musste, der ihn 1946 wegen Verbrechen

---

<sup>178</sup> Ebd., S. 220.

<sup>179</sup> Vgl. ebd., S. 221.

<sup>180</sup> Vgl. ebd.

<sup>181</sup> Vgl. ebd., S. 222.

<sup>182</sup> Ebd.

gegen die Menschlichkeit zu zwanzig Jahren Haft verurteilte, war sein Sohn Richard gerade vier Jahre alt. Fortan begleitete ihn „*der Schatten seines Vaters*“<sup>183</sup>, von dem er sich endgültig erst nach einem halben Jahrhundert durch die Niederschrift seines Buches befreit hat.<sup>184</sup>

Richard von SCHIRACH, der jüngste Sohn Baldur von Schirachs, des obersten HJ-Führers und Gauleiters von Wien, lernt seinen Vater bewusst erst bei Besuchen im Kriegsverbrechergefängnis Spandau kennen. Seine Jugenderinnerungen wirken auf den ersten Blick unfertig. Die Handlung hat keine konsistente Struktur, enthält Zeitsprünge und Wiederholungen. Nebensächliche Banalitäten und kluge, wichtige Beobachtungen wechseln in bunter Folge. Dies erweist sich bei diesem Thema als äußerst angemessen. Der Autor vermeidet glatte Formulierungen und Urteile. Das ist die große Stärke dieses Buches. Richard von SCHIRACH will weder verurteilen noch verteidigen, sondern verstehen.<sup>185</sup> Er möchte begreifen, wie sein Vater Baldur auf die Nürnberger Anklagebank geriet.

Wo lag der Ursprung der antisemitischen Reden, zu denen sich mein Vater in Wien hatte hinreißen lassen? Unfassbar und fremd hatten diese Worte auf uns Kinder gewirkt, als wir sie später gedruckt vor uns sahen. (...) Wie ließ sich die Genealogie des Antisemitismus im Elternhaus meines Vaters erklären? Wie konnte mein Vater es 1945 als kulturelle Tat bezeichnen, dass Wien judenfrei sei? Diese Frage sollte mich immer wieder einholen.<sup>186</sup>

Der Autor schildert die Geschichte seiner Familie, entsinnt sich seiner Schulzeit im Internat und erzählt vom Verlauf seiner Gefängnisbesuche. Er macht sich Gedanken über die 1080 Briefe umfassende Korrespondenz mit dem Vater. Dies bildet den eigentlichen Haupt- und Kernteil des Buches. Die Freilassung des Vaters im Jahr 1966 macht die Entfremdung zwischen Vater und Sohn offenkundig. Die lange Jahre aufrechterhaltene Illusion einer Vater-Sohn-Beziehung zerplatzt.<sup>187</sup>

Das Interesse an uns schien er irgendwie abgestreift zu haben, wahrscheinlich empfand er uns in unserer Unbekümmertheit als zu „anstrengend“. Obwohl wir nun im gleichen Haus lebten, vergingen Wochen, wenn nicht Monate, bis er einmal den Weg

---

<sup>183</sup> Homann, Ursula: Im Schatten der Väter. Kinder von NS-Tätern melden sich zu Wort. Hier nach: <http://www.ursulahomann.de/ImSchattenDerVaeterKinderVonNSTaeternMeldenSichZuWort> (Stand: 18.04.2012).

<sup>184</sup> Vgl. ebd.

<sup>185</sup> Vgl. Späth, Herbert: „Ich trage einen bösen Namen“. Richard von Schirach über den Schatten seines Vaters. Hier nach: <http://web.archive.org/web/20071026121711/http://www.berlinerliteraturkritik> (Stand: 18.04.2012).

<sup>186</sup> Von Schirach, Richard: Der Schatten meines Vaters. München: dtv Verlag, 2011, S. 344f.

<sup>187</sup> Vgl. Späth: „Ich trage einen bösen Namen“.

in mein Zimmer fand. Mich kränkte, dass er offenbar seine ganze Zuwendung in seinen Briefen verbraucht zu haben schien.<sup>188</sup>

## 2.2. Die frühe Kindheit

Im ersten Kapitel schildert der Autor ausführlich, wie seine konservativ eingestellte Familie samt Großvater Carl Baily von Schirach, der einige Jahre Generalintendant des Weimarer Hoftheaters war, die Weimarer Republik erlebt hat. Dann beschreibt er ausführlich seine Kindheit.

Unmittelbar vor dem Weihnachtsfest 1945 wurde die Mutter auf offener Straße verhaftet, während die Kinder am späten Nachmittag des 24. Dezember 1945 von einem amerikanischen Armeelastwagen in Jachenau auf der Dorfstraße abgesetzt wurden. Das neue Zuhause der Familie bestand nur aus einem Zimmer und einem Bett. Die ständigen Ortswechsel nahm der kleine Richard mit „*kindlichem Fatalismus*“<sup>189</sup> hin. Er war immer neugierig auf das, was die neue Situation bringen würde.<sup>190</sup>

Zu diesem Zeitpunkt wurden viele Mitglieder seiner Familie inhaftiert. Das wirkte auf den Autor normal. Die Mutter war in Bad Tölz, sein Vater in Nürnberg, der Vater seiner Mutter – Heinrich Hoffmann – im ehemaligen KZ Dachau, sein Onkel und seine Tante im ehemaligen KZ Ludwigsburg inhaftiert. Sein Großvater väterlicherseits, Carl Baily von Schirach, konnte die sowjetische Besatzungszone nicht verlassen.<sup>191</sup>

Bald danach zog die Familie wieder um, diesmal in den „Gasthof Jachenau“. Die Kinder gewöhnten sich schnell ein. Der Krieg hatte unterschiedlichste Menschen hier stranden lassen: „*Hier lebten alle möglichen Menschen: ein General, ein paar Matrosen, ein Maler, noch nicht entnazifizierte Ärzte oder Flüchtlinge.*“<sup>192</sup>

Der kleine Richard sehnte sich sehr nach seinem Vater, dessen Lebenszeichen in Form von Briefen eintrafen, die Richard noch nicht lesen konnte.

---

<sup>188</sup> Von Schirach: Der Schatten meines Vaters, S. 309.

<sup>189</sup> Ebd., S. 56.

<sup>190</sup> Vgl. ebd., S. 51-56.

<sup>191</sup> Vgl. ebd., S. 57.

<sup>192</sup> Ebd., S. 63.

Ich glaube, dass er verwünscht ist. (...) Aber wenigstens weiß ich, dass mein Vater lebt. Auch der Zauberring meiner Mutter (...) soll magische Kräfte haben. Durch eine geheimnisvolle Drehung könne man damit zaubern und Wünsche in Erfüllung gehen lassen. Einmal darf ich tief in das Innere des Edelsteines schauen, geradezu bis auf den Grund. Sie dreht daran und wir wünschen uns, dass mein Papi bald freigelassen wird.<sup>193</sup>

Auch erfuhr zu diesem Zeitpunkt der Autor, wie sein Vater aussieht. Er fand ein Foto, auf dem er wie ein Sportwagenfahrer abgebildet war. In Uniform sah er seinen Vater erst viele Jahre später.<sup>194</sup>

Der Vater schrieb, so oft er konnte, aus seiner Nürnberger Zelle. Dabei fügte er oft Sehnsuchtsgedichte hinzu, die er seinen Kindern widmete.

Ich möchte jemanden einsingen,  
bei jemanden sitzen und sein.  
Ich möchte Dich wiegen und kleinsingen  
Und begleiten schlafaus und schlafein.  
Ich möchte der Einzige sein im Haus,  
der weiß: die Nacht ist kalt.  
(...).<sup>195</sup>

Außerdem schickte er neue Fortsetzungen eines „Kinderromans“, in dessen Mittelpunkt ein geheimnisvoller Zauberland steht, dessen Eigentümer ein Doppelleben führt und Zauberkünste beherrscht.<sup>196</sup>

Wenige Tage vor Weihnachten 1946 wurde die Mutter ein zweites Mal verhaftet. Der Grund dafür - sie war 1932 mit achtzehn Jahren in die NSDAP eingetreten. Dieser frühzeitige Parteieintritt begründete die Vermutung, dass sie Belastete sei. Ihr drohten zehn Jahre Zwangsarbeit.<sup>197</sup> Sie galt als „Hauptbeschuldigte“<sup>198</sup>.

Nachdem die Mutter entlassen worden war, nahm sie Richard mit und begab sich nach Nürnberg zum Alliierten Gefängnis. Der Prozess gegen Kriegsverbrecher näherte sich nach eineinhalb Jahren seinem Ende. Die Mutter wollte den Vater noch vor dem Urteilsspruch sehen und ihm nahe sein. Als Richard erfuhr, dass er zu seinem Vater fährt, kann er kein Wort von sich geben.<sup>199</sup> Die Mutter beschrieb die Reaktion ihres Sohnes in einem Brief: „*Richi sagt, er kann vor Freude gar nicht mehr*

---

<sup>193</sup> Ebd., S. 70.

<sup>194</sup> Vgl. ebd.

<sup>195</sup> Das Gedicht von Rainer Maria Rilke „Zum Einschlafen zu sagen“.

<sup>196</sup> Vgl. Von Schirach: Der Schatten meines Vaters, S. 73.

<sup>197</sup> Vgl. ebd., S. 79.

<sup>198</sup> Ebd.

<sup>199</sup> Vgl. ebd., S. 91.

reden.“<sup>200</sup> Richard hatte den Namen „Nürnberg“ schon öfter gehört, er wusste aber weder, ob es eine Stadt oder ein Land war, sondern nur, dass dieser Name irgendetwas mit seinem Vater zu tun hatte.<sup>201</sup>

Richard hatte gemischte Gefühle vor dem Besuch. Die Vorfreude, seinen Vater endlich sehen und sprechen zu dürfen, mischte sich mit der Befürchtung, nicht von ihm erkannt zu werden. Seine Angst teilte die Mutter dem Vater in einem Brief mit: *„Er hat wirklich Angst, Du kennst ihn nicht und erkennst ihn nicht, wenn Du ihn siehst.“*<sup>202</sup> Der Besuch nahm dem kleinen Richard alle Befürchtungen und verlief zu seiner großen Zufriedenheit. Der Sohn wurde dank des irischen Priesters Father Lynn unter seinem weiten Umhang in die Zelle des Vaters geschmuggelt. Der Sohn konnte spüren, dass es seinen Vater wirklich gibt, indem er auf seinen Knien saß und seine freundliche Stimme hörte.<sup>203</sup> Kurz danach berichtete die Mutter ihrem Mann von Richards Gefühlen während dieses Besuches: *„Richard war wohl recht verlegen, es war so viel Neues, und auch meint er, dass Du `ein Amerikaner` bist wegen der Knöpfe. Und die Pritsche hielt er für eine Couch, und die mangelnden Schuhbänder haben ihn bekümmert. Aber es war wunderbar.“*<sup>204</sup>

Eines Tages erhielt Richard einen Brief von seinem Vater, der nur an ihn adressiert war. Der Vater beschrieb seine Beobachtungen einer Sandwespe, die ihm bei der Gartenarbeit ins Auge gefallen war.<sup>205</sup> *„Vermutlich hätte ich meinen Vater selbst nicht von Angesicht erkannt, aber die Beschreibung seiner bescheidenen Gefährtin, die er, ein Einsamer, seinem verlassenen Kind schickte, ging mir nicht aus dem Sinn“*<sup>206</sup>, berichtet der Autor.

Für Richard war sein „Papi“ wie König Richard Löwenherz, der fern von seinen Lieben in einem Verlies litt. Dass er zu diesem Zeitpunkt nicht wusste, warum sein Vater so leiden musste, und sich kein Bild von ihm machen konnte, verlieh seiner Gestalt etwas Geheimnisvolles und Romantisches.<sup>207</sup>

Nach drei Jahren Haft, reichte die Mutter die Scheidung ein. Sie verschwieg gegenüber ihrem Sohn dieses Thema. Richard erfuhr erst aus der Zeitung von der

---

<sup>200</sup> Ebd.

<sup>201</sup> Vgl. ebd.

<sup>202</sup> Ebd.

<sup>203</sup> Vgl. ebd., S. 92.

<sup>204</sup> Ebd.

<sup>205</sup> Vgl. ebd., S. 98.

<sup>206</sup> Ebd., S. 98.

<sup>207</sup> Vgl. ebd.

Entscheidung seiner Mutter, als ihm eine Schlagzeile in die Augen sprang. Es vergingen Tage, bis er ihr die Frage stellte, ob das, was er in der Zeitung gelesen habe, wahr sei. Er kann sich nicht daran erinnern, ob er überhaupt eine Antwort bekommen hat. Für die Kinder erwies sich dieser Schritt als „Verrat“<sup>208</sup>. Richard fragte sich: „*Was tut man meinem hilflosen Vater, dem man alles, seinen Namen und seine Kleidung genommen hatte, noch an?*“<sup>209</sup> Der Autor bezeichnete die Scheidung sogar als „Katastrophe“<sup>210</sup>, die ihn auf lange Zeit vom Umgang mit seinen Geschwistern trennen sollte.<sup>211</sup>

Dem neuen Lebensgefährten seiner Mutter wurde die Pflegschaft übertragen, was sich als fatal erwies. „*Mein lieber Vater hätte mich verstanden*“<sup>212</sup>, beantwortete der kleine Richard im Stillen jeden Konflikt. Der Vater war für ihn damals wie ein Halt, nach dem er griff. Er war der „*Verlässliche*“<sup>213</sup>, der seinem Sohn jede Woche einen Brief schrieb und auf ihn einging. „*Meine Kinder sind das Einzige, was mir nicht vom, sondern zum Leben bleibt.*“<sup>214</sup> Als Richard diesen Satz, den sein Vater in einem Abschiedsbrief geschrieben hat, in einer Zeitung las, spürte er, dass diese Worte allein an ihn gerichtet waren.<sup>215</sup>

Wir durften ihn jetzt nicht im Stich lassen. Mehr denn je hatte er, der hilflos und aller Möglichkeiten beraubt seinem Los ausgeliefert war, Anspruch auf unser Mitgefühl. Er war auf unsere Liebe und Zuwendung angewiesen. War nicht auch er ein Opfer dieser Scheidung, und brauchte er nicht unsere Solidarität?<sup>216</sup>

Die Kinder fühlten sich verpflichtet, ihrem Vater an diesem schweren Zeitpunkt, beizustehen. Er sollte wissen, dass, obwohl ihn seine Frau verlassen hatte, er noch seine Kinder hatte, auf die er sich verlassen konnte.

Nach dem Umzug nach München besuchte Richard eine Türkenschule. Zu diesem Zeitpunkt ging er oft ins Theater oder zu verschiedensten Ausstellungen. Eines Tages schrieb er seinem Vater wegen eines Buches, das ein Mädchen geschrieben hatte, das damals nur ein paar Jahre älter als Richard gewesen war: „*Habe ich Dir*

---

<sup>208</sup> Ebd.

<sup>209</sup> Ebd., S. 100.

<sup>210</sup> Ebd., S. 98.

<sup>211</sup> Vgl. ebd.

<sup>212</sup> Ebd., S. 101.

<sup>213</sup> Ebd.

<sup>214</sup> Ebd.

<sup>215</sup> Vgl. ebd.

<sup>216</sup> Ebd.

*geschrieben, dass mir ein Buch 'Das Tagebuch der Anne Frank', so gut gefällt?"<sup>217</sup>*

Als die ihn bewegende Geschichte der Anne Frank ohne Antwort blieb, versuchte er später in einem Brief nochmals das Thema des Buches anzusprechen, aber ohne Ergebnis: *„Dass mein Vater in irgendeiner Weise etwas mit dem Los der kleinen Anne Frank und ihrem Schicksal, das mir so nahegegangen war, zu tun haben könnte, lag jenseits meiner Vorstellungskraft.“<sup>218</sup> „Welche Gedanken ‚Nummer eins‘ bewegt haben mögen, als er meine Zeilen las, weiß ich nicht. Ich kann mich an keine Antwort erinnern. Lautlos wie ein Blatt fiel das Thema zu Boden“<sup>219</sup>*, kommentiert Richard von SCHIRACH.

Ein Jahr später zog Richard in ein Internat in Kaufbeuren, wo sich auch sein älterer Bruder Robert aufhielt. Sowohl die Kinder als auch die Erzieher waren unterschiedlich in ihrem Herkommen. Die Kinder hörten ihnen gerne zu, wenn sie von ihren früheren Tätigkeiten erzählten. Was die Kinder in der Nachkriegszeit nicht begreifen konnten, war die Tatsache, dass Deutschland den Krieg verloren hatte.<sup>220</sup>

Es war für uns unbestreitbar, dass der deutsche Soldat allen anderen an Tapferkeit, Zähigkeit, Kampfesmut und ähnlichen Tugenden haushoch überlegen war. Besonders gegenüber den weichen, kinderhaften und überversorgten Amis oder den aufschneiderischen, gockelhaften Franzosen, die zu wenig Rückgrat bewiesen hatten, aber auch gegenüber den viel gefährlicheren, genügsamen, in der Not die eigenen Gürtel und Schuhe auffressenden ‚Russkis‘.<sup>221</sup>

Die Geschichten vom Ausharren auf verlorenem Posten bis zur Selbstaufgabe, von Kameraden, auf die man sich bedingungslos verlassen konnte, nährten in den Kindern ein Bild vom heldenhaften deutschen Soldaten. Richard und seine Kameraden waren von der deutschen Tüchtigkeit überzeugt. Das Wort „Niederlage“ stand ihnen greifbar vor Augen, als sie zerbombte Straßenzüge und mitten in den Städten Schuttberge und Bombentrichter sahen. Auch die vielen Kriegsversehrten mit Krücken und Prothesen waren leidvolle Zeugen der Niederlage. Schließlich auch Richards Vater, Baldur von Schirach, der wegen Kriegsverbrechen im Gefängnis saß.<sup>222</sup>

1953 besuchte Richard erstmals seinen Vater in Spandau. Da der Termin in die Unterrichtszeit fiel, wandte er sich an seinen Klassenleiter, um ihm mitzuteilen, dass

---

<sup>217</sup> Ebd., S. 135.

<sup>218</sup> Ebd.

<sup>219</sup> Ebd., S. 255.

<sup>220</sup> Vgl. ebd., S. 140.

<sup>221</sup> Ebd., S. 141.

<sup>222</sup> Vgl. ebd., S. 141ff.



er drei Tage schulfrei brauche, um seinen Vater in Berlin zu besuchen. Die Bezeichnung „im Gefängnis“<sup>223</sup> wollte Richard vermeiden. Er fühlte sich so „unbehaglich dabei, als müsste er ein verborgenes körperliches Gebrechen preisgeben“<sup>224</sup>. Der Klassenleiter bemerkte das und sagte ihm, dass er sich deswegen nicht schämen müsse: „Du musst dich deswegen nicht schämen. Dein Vater war ein Idealist, er hat nichts Ehrenrühriges getan.“<sup>225</sup>

Richard wollte seinen Vater endlich einmal „in Fleisch und Blut“<sup>226</sup> vor sich sehen. Dafür war er bereit, alles in Kauf zu nehmen. Das Bedürfnis, in seine Augen zu blicken und seine Stimme zu hören, überwog alles.<sup>227</sup>

Mit elf Jahren war Richard der jüngste Besucher, der in Spandau je erwartet wurde. Der Vater trat ein, gefolgt von einem Aufseher und begrüßte seinen jüngsten Sohn mit einem guten herzlichen Lächeln. Der Autor beschreibt seinen Vater mit allen Einzelheiten:

Als erstes fielen mir sein kurzgeschnittenes Haar, das die grauweiße Farbe der Gefängnisgänge angenommen zu haben schien, und die ausdrucksvollen blauen Augen in seinem blassen Gesicht auf. Er trug einen einfachen Kordanzug mit Rollkragenpullover. Knapp und korrekt begrüßte er die Anwesenden, von denen er scheinbar jeden einzelnen kannte.<sup>228</sup>

Richard erzählte pausenlos von sich selbst, da er wusste, dass nach dreißig Minuten alles vorbei sein wird. Dabei war er neugierig herauszufinden, wie sein Vater darauf reagiert. Er war offen, zutraulich und dankbar, dass ihm endlich sein „imaginärer Briefvater“<sup>229</sup> lebend gegenüber saß. Er hatte viele Fragen im Kopf, die er seinem Vater stellen wollte: „Hat er Humor? Ist er streng? Wie wäre es, wenn wir zusammenleben würden? Kämen wir miteinander zurecht? Würde er mich verstehen?“<sup>230</sup>

Der Sohn beobachtete jede einzelne Bewegung des Vaters und war froh, dass er ihn endlich persönlich kennenlernen konnte. Er hätte seine Hände so gerne berührt und

---

<sup>223</sup> Ebd., S. 155.

<sup>224</sup> Ebd.

<sup>225</sup> Ebd.

<sup>226</sup> Ebd.

<sup>227</sup> Vgl. ebd.

<sup>228</sup> Ebd., S. 158.

<sup>229</sup> Ebd., S. 159.

<sup>230</sup> Ebd.

ihn umarmt, was aber verboten war. „Eine Umarmung, wenn auch für Sekunden, hätte mir viel bedeutet“<sup>231</sup>, berichtet Richard.

Als die Besuchszeit zu Ende war, stand der Vater auf und verabschiedete sich von Richard mit einem Lächeln und den besten Wünschen an die anderen. Der Sohn hatte das Gefühl, eine ganz eigenartige, nie wiederholbare Begegnung erlebt zu haben.<sup>232</sup>

Ich hatte seine Hände, seine Gesten gesehen, und ich hatte gehört, wie er leicht in sich hineinkicherte, wenn ich etwas gesagt oder erzählt hatte, das ihn amüsierte. Ich hatte meine Probe bestanden und strebte, aufgekratzt und erleichtert, befreit von dem Druck, der auf mir gelastet hatte, aber erschöpft (...) ungeduldig heraus aus dem düsteren Gefängnis.<sup>233</sup>

Im darauf folgenden Schuljahr wechselte Richard wieder die Schule; diesmal zog er nach Ansbach, wo sich ein staatliches Gymnasium mit Internat befand. Dort war auch ein anderer „Neuer“, Steinmann, der ein Jahr älter als Richard und ihm an Kraft überlegen war. Zwischen den beiden entwickelte sich eine feindselige Stimmung, die sich eines Nachmittags in einen Wortwechsel entlud. Der Streit betraf Richards Vater. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“<sup>234</sup>, stellte Steinmann fest. Wut und Empörung packten Richard. Steinmann hatte einen „neuralgischen Punkt“<sup>235</sup> berührt. Richards unantastbarer, wehrloser Vater und die Familienehre standen auf dem Spiel. SCHIRACH ging auf Steinmann zu und schlug ohne weiter nachzudenken zu. Nie vorher und nie nachher hat er einem Menschen ins Gesicht geschlagen. Zu seiner Verblüffung geschah danach nichts. Der Gegner empfing den Faustschlag und sagte kein Wort.<sup>236</sup> Durch diese Situation sieht man, dass Baldur von Schirach eine sehr wichtige Figur für seinen Sohn war. Richard ließ niemanden etwas Böses über seinen Vater sagen. Er hatte sogar Mitleid mit ihm, dass er allein im Gefängnis sitzt und seine Familie in Freiheit lebt.

---

<sup>231</sup> Ebd.

<sup>232</sup> Vgl. ebd.

<sup>233</sup> Ebd., S. 160.

<sup>234</sup> Ebd., S. 173.

<sup>235</sup> Ebd.

<sup>236</sup> Vgl. ebd.

## 2.3. Besuche in Spandau

1958 erhielt Richard einen Brief aus Spandau. *„Zum ersten Mal schrieb ein Gefängnis an mich“*<sup>237</sup>, schreibt der Autor. In dem Brief wurde mitgeteilt, dass sein Besuch in Spandau am 30. Mai um elf Uhr und am 2. Juni um zehn Uhr dreißig genehmigt sei. Es sollte der erste Besuch werden, bei dem Richard seinem Vater allein gegenüber saß, noch dazu ein Doppelbesuch. Das half, die Kosten für die Berlinbesuche zu verringern, da nur mühsam das Geld für diese Besuchsreisen aufgebracht werden konnte.<sup>238</sup>

Als Richard das karge Besuchszimmer zum ersten Mal allein betrat, schrak er zurück. Er fühlte sich unwohl und unsicher. *„Hier nahm die Rolle des Mitgefangenen sichtbare Gestalt an“*<sup>239</sup>, beschreibt der Autor. Er nahm auf dem Holzstuhl Platz und überflog zuerst den Zettel mit den Vorschriften, die bei einem Besuch zu beachten waren. *„Jeder Verstoß konnte zum sofortigen Abbruch des Besuches führen“*<sup>240</sup>, erinnert sich Richard. Die Besuche waren die höchsten Festtage für die Gefangenen und wurden von allen miterlebt. Die regelmäßigen Briefe und die kleinen humanitären Gesten der einzelnen Wärter halfen den Gefangenen, zu überleben.<sup>241</sup>

Der Besuchsraum wurde plötzlich voll. Die vier Protokollanten der „Großmächte“, der russische Direktor, sein englischer, amerikanischer und französischer Kollege nahmen Platz. Im Raum befanden sich etwa zehn Leute, die die kurze Begegnung eines Sechzehnjährigen mit seinem Vater verfolgten.<sup>242</sup> Schließlich kam auch *Nummer eins*. *„Seine großen blauen Augen leuchteten mich an. Er sah gut aus, geradezu würdevoll abstechend gegen den in seiner Korpulenz erschlafften und verwelkt wirkenden Wärter an seiner Seite. Ich hatte ihn fast zwei Jahre nicht mehr gesehen“*<sup>243</sup>, beschreibt Richard seine Begegnung mit dem Vater.

Als sie sich wortlos gesetzt hatten, sagte Richard: *„Mr Won Schirack I presume?“*<sup>244</sup> Der Satz war riskant, denn er verstieß gegen eine eiserne Regel, wonach die Gefangenen nie mit ihrem Namen, sondern nur mit ihrer Gefangenenummer

---

<sup>237</sup> Ebd.

<sup>238</sup> Vgl. ebd., S. 183f.

<sup>239</sup> Ebd.

<sup>240</sup> Ebd., S. 198.

<sup>241</sup> Vgl. ebd., S. 199.

<sup>242</sup> Vgl. ebd.

<sup>243</sup> Ebd., S. 200.

<sup>244</sup> Ebd.

angesprochen werden durften. Zum Glück hat keiner der Aufseher diesen Satz vernommen. Als sie zu reden anfangen, fiel Richard eine kaum wahrnehmbare, ungewohnte Dialekt-Einfärbung seines Vaters auf<sup>245</sup>: „*Es war Thüringisch, ein Erbteil seiner Weimarer Herkunft. Ich hatte diesen Dialekt noch nie gehört, war aber zu befangen, ihn darauf anzusprechen.*“<sup>246</sup>

Richard versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn sie wenigstens halbwegs wie eine normale Familie zusammenlebten. Eigentlich kannte er diesen Menschen, der ihm gegenüber saß, gar nicht. Er hatte ihn noch nie umarmt. Nach dreißig Minuten war der Besuch zu Ende. Richard und sein Vater zögerten den Abschied hinaus und schließlich, nachdem die Zeit endgültig abgelaufen war, erhoben sie sich. Beide verließen gleichzeitig das Besuchszimmer. Auf dem Gang standen sie sich noch gegenüber.<sup>247</sup> In diesem Augenblick dachte sich Richard Folgendes:

Irgendwie hoffte und wartete ich noch insgeheim darauf, dass mein Vater vielleicht seine Wache beiseite schieben und auf mich zugehen würde (...) dass wir uns wenigstens begrüßen könnten – aber es geschah nichts. (...) Es gab nur einen letzten, langgezogenen, wehen, schmerzäugigen Blick.<sup>248</sup>

Danach strebte Richard erleichtert nach draußen. Er drängte ins Freie – „*erleichtert, wie nach einer Prüfung, alles hinter sich gebracht zu haben*“<sup>249</sup>.

Der zweite Besuch in Spandau fiel dem Autor leichter. Die vor der ersten Begegnung erlebte Spannung hatte sich gelöst. Nun war Richard völlig entspannt. Das Treffen begann mit Fragen über Richards Schülerleben in Ansbach. Der Vater war mittlerweile über wichtigste Sachen, die sich im Leben seines Sohnes ereignet hatten, durch Briefe gut informiert. Es schien ihn aber noch etwas zu beschäftigen. In diesem Moment nahm das Gespräch eine Wendung, die den ersten Riss in der Vater-Sohn-Beziehung markierte.<sup>250</sup> *Nummer eins* lehnte sich zurück und richtete seine Augen auf seinen Sohn:

Tja, Du hast mir nun einiges aus Deinem Leben geschrieben und erzählt ... Das ist ja alles sehr lebendig ... hmmh ... aber Du erwähnst so gar nichts über Dein gesellschaftliches Leben, über Einladungen und dergleichen. In Weimar hatten wir

---

<sup>245</sup> Vgl. ebd., S. 201.

<sup>246</sup> Ebd.

<sup>247</sup> Vgl. ebd., S. 203f.

<sup>248</sup> Ebd., S. 204.

<sup>249</sup> Ebd.

<sup>250</sup> Vgl. ebd., S. 218.

zum Beispiel regelmäßig Teeeinladungen, zu denen wir reihum gebeten wurden. Gibt es denn so etwas nicht mehr?<sup>251</sup>

Richard empfand den Vorwurf des Vaters als „böartigen Stich gegen die Loyalität und den unverrückbaren Beistand, den sie ihm entgegengebracht hatten“<sup>252</sup>. Er, ein eher bescheidener Mensch, fühlte sich verhöhnt durch ein „kulturverwöhntes Großbürgersöhnchen aus Weimar“<sup>253</sup>. Der Vorwurf des Vaters saß in ihm fest, er war über dessen Worte tief empört. Noch am selben Tag flog Richard wieder zurück. Er war froh, dass ihn sein Bruder Klaus in München am Flughafen abholte. Er konnte ihm alles anvertrauen, was er gehört, gesehen und empfunden hatte.<sup>254</sup>

Als er wieder nach Ansbach zurückgekehrt war, kreisten seine Gedanken immer noch um den Vater. Die Vorstellung, dass die Wärter dafür sorgten, dass sein Vater pünktlich um 22 Uhr ins Bett ging, während er, sein Sohn, frei war, das zu tun, was er wollte, versetzte ihn in eine übermütige Stimmung.<sup>255</sup>

## 2.4. 1080 Briefe

Wenige Tage nach dem Besuch in Spandau wartete schon der nächste Brief des Vaters auf Richard. „Der vertraute Tonfall, die Dankbarkeit über [den] Besuch, Lob und Anerkennung lösten den Rest an Missbehagen auf.“<sup>256</sup> Diese Briefe waren das Einzige, was die Familie über so viele Jahre zusammenhielt. Es war eine Sohn-Vater-Beziehung, die nur auf Briefen und Besuchen in Spandau beruhte, die höchstens sechzig Minuten im Jahr ausmachten.

Jeder Brief aus Spandau hatte eine besondere Aura. „In allen Kuverts, die aus Spandau eintrafen, konnte etwas Unerhörtes, Unerwartetes, Bewegendes, Tadelndes oder Lobendes stehen“<sup>257</sup>, entsinnt sich der Autor. Ungeduldig warteten

---

<sup>251</sup> Ebd., S. 219.

<sup>252</sup> Ebd.

<sup>253</sup> Ebd.

<sup>254</sup> Vgl. ebd.

<sup>255</sup> Vgl. ebd., S. 222.

<sup>256</sup> Ebd.

<sup>257</sup> Ebd., S. 241.

die Kinder jede Woche auf Antworten des Vaters zu ihren Geständnissen, Gefühlsausbrüchen, Zweifeln, Erlebnissen und Lektüren.<sup>258</sup>

Kaum konnte Richard den Kugelschreiber in der Hand halten, wurde er schon in die „*Briefpflicht*“<sup>259</sup> genommen. Er wurde aufgefordert, dem „Papi“ wenigstens einen Gruß zu schreiben. Damals hatte er auch keine Vorstellung von seinem Vater, und davon, was „Spandau“ war und wo es lag.

Seine Geschwister hatten, anders als er, noch lebendige Erinnerungen an ihren Vater. Sie waren viel älter als Richard und hatten einen Erlebnisvorsprung. Ihre Erzählungen waren wie aus einer märchenhaften Welt, die nicht mehr existierte. Seine Schwester war zwölf, als der Krieg zu Ende war, sein Bruder Robert sieben und Richard lediglich drei, deshalb lebte er nur vom „*Aufguss der Erzählungen*“<sup>260</sup> der älteren Geschwister.<sup>261</sup>

Den ersten Brief aus Spandau, den er bewusst wahrnahm, erhielt er mit acht oder neun Jahren:

In Urfeld reichte mir meine Mutter ein kurzes, auf grauem Papier geschriebenes Briefchen, auf das die Umrisse eines Gefängnisses mit der umlaufenden Schrift „Allied Prison Spandau – Official“ gestempelt waren. „Das hat Dir Dein Papi geschrieben.“ Es war der erste von über tausend weiteren, die ohne Unterbrechung folgen sollten.<sup>262</sup>

Es entwickelte sich ein „*Briefsog*“<sup>263</sup>, der über zwanzig Jahre anhielt. Richards Briefe waren an einen „Unbekannten“ gerichtet, der fast vierzig Jahre älter war als er und dem er noch nie in seinem Leben die Hand gegeben hatte. Wie und wo er lebte, blieb verborgen. Auch zeigte kein Bild, wie er jetzt aussah, da der Vater unter keinen Umständen fotografiert werden durfte.<sup>264</sup>

Manche von Briefen waren nur ein paar Zeilen lang und schnell gelesen, aber es gab auch Briefe, die zum Nachdenken zwangen. Manche ließen das Herz pochen, und man trug sie als Talisman bei sich. Um sie zu lesen, zog sich der kleine Richard zurück<sup>265</sup>: „*Ich wollte alleine sein, wie ich auch beim Schreiben eines Briefes, der nach Spandau ging, die Abgeschiedenheit suchte.*“<sup>266</sup>

---

<sup>258</sup> Vgl. ebd.

<sup>259</sup> Ebd.

<sup>260</sup> Ebd.

<sup>261</sup> Vgl. ebd., S. 242.

<sup>262</sup> Ebd., S. 244.

<sup>263</sup> Ebd.

<sup>264</sup> Vgl. ebd.

<sup>265</sup> Vgl. ebd., S. 245.

<sup>266</sup> Ebd.

Stückchen für Stückchen lernten sie sich kennen. Richard erwarb das Vertrauen und bald waren die Briefe Tagebuchseiten ähnlich. Auf seine Zeilen kam immer eine nur für ihn bestimmte Antwort zurück. Der Ton von *Nummer eins* erschien dem Sohn in seiner Ruhe und Natürlichkeit immer gleichbleibend. Auch die Schrift schien sich in all den Jahren nicht zu verändern. Die Stimme, die aus den Briefen sprach, bot ihm in der Not Besonnenheit, Rückhalt und Verständnis, und dafür war er seinem Vater dankbar.<sup>267</sup>

In den Briefen wurde viel von der jeweiligen Lektüre, von Musikaufführungen, Filmen und Theaterbesuchen berichtet und *„insgeheim auf eine günstige Aufnahme gehofft“*<sup>268</sup>.

Die ersten Grenzen der Überlegenheit wurden spürbar, als Baldur von Schirach bei der Begeisterung der Kinder für Picasso nicht mithalten wollte. Dasselbe betraf das Interesse für Einsteins Relativitätstheorie. Der Vater konnte oder wollte auch diese Begeisterung seiner Kinder nicht teilen.<sup>269</sup> Was seine Meinung über Filme anbelangt, stellte er in einem seiner Briefe fest: *„nur ein Prozent aller Filme sind künstlerisch gelungen.“*<sup>270</sup> Anfang der fünfziger Jahre nahmen die Geschwister an einem Festbankett französischer, italienischer und englischer Filme teil. Die Äußerung des Vaters über diese Teilnahme wirkte auf seine Kinder *„leicht weltfremd“*<sup>271</sup>, da er wenigstens zehn Jahre lang keinen Film gesehen hatte.<sup>272</sup>

Der Ton der Kinderbriefe ist munter, manchmal ironisch. So hieß es in einem Brief: *„Auf Wiederschreiben – ich wünsch Dir einen nächtlichen Flirt mit einem Mäusefräulein“*<sup>273</sup>, oder in einem anderen: *„Wie lange willst Du dieses Luxushotel noch bewohnen?“*<sup>274</sup> Er spiegelt auch das liebevolle Verhältnis der Geschwister untereinander wider, die emotional aufeinander angewiesen waren. *„Ich war meinen beiden älteren Brüdern ergeben, ja liebte sie und vermisste meine Schwester, von der ich meist getrennt aufwuchs“*<sup>275</sup>, stellt der Autor fest.

---

<sup>267</sup> Vgl. ebd.

<sup>268</sup> Ebd.

<sup>269</sup> Vgl. ebd., S. 246.

<sup>270</sup> Ebd., S. 251.

<sup>271</sup> Ebd.

<sup>272</sup> Vgl. ebd.

<sup>273</sup> Ebd., S. 252.

<sup>274</sup> Ebd.

<sup>275</sup> Ebd.

Höchst fürsorglich und höflich gingen sie auch mit ihrem Vater um. *„Sei mir nicht böse wegen der Kürze“*<sup>276</sup>, bat die ältere Schwester in einem der Briefe um Entschuldigung.

*„Man muss die Wünsche und Talente der Jugend achten“*<sup>277</sup>, schrieb einmal Baldur von Schirach zur künstlerischen Ausbildung seiner Tochter. Dadurch fühlten sich die Kinder ermuntert und gefördert. Sie ließen ihren Vater an ihrem Leben teilhaben.

„Das muss ich ihm schreiben!“ kam es mir gleich in den Sinn, wenn ich etwas Besonderes erlebt oder gelesen hatte, das ihn aufheitern oder interessieren könnte. Für mich als Zwölfjährigen war dabei kaum etwas Interessanteres vorstellbar als „Nummer eins“ über meinen geliebten Tibetterrier zu berichten, sobald ich zu Hause in den Ferien war.<sup>278</sup>

Aus Anlass von Geburtstagen und Festen hieß es: *„Um sieben Uhr denken wir fest an Dich!“*, *„Wir haben Hennessy auf Dich getrunken“* oder *„Wir beginnen also den ersten Tag des Jahres mit Dir – so wie wir beide die erste Minute an Dich herüber gedacht haben.“*<sup>279</sup> Weihnachten, das die Erinnerungen an glückliche Tage wachrief, war jedes Mal eine wunde Stelle.

Wie viel habe ich Gott zu danken und um wie viel muss ich ihn bitten. Er möge Dich beschützen, mein Pap, er möge Dich uns bald wiedergeben, denn diese Trennung ist furchtbar. Er möge mir die Kraft geben, das Vertrauen, das man in mich gesetzt hat, zu rechtfertigen. Er möge mir die Kraft geben, zu erkennen. ( Brief vom 9.01.1954)<sup>280</sup>

Die Geschwister wurden auch durch innere Vorwürfe und Sorgen geplagt, vielleicht zu achtlos und nachlässig gewesen zu sein, wenn sie spürten, dass des Vaters Ton in Briefen traurig war: *„Ach Pap, das klang so traurig, was Du geschrieben hast, und nun kommen mir auch noch Zweifel, ob ich Dir überhaupt zum Geburtstag etwas Liebes gesagt habe.“*<sup>281</sup>

Da politische Themen verboten waren, berichtete Richard seinem Vater vor allem von dem, was ihn bedrückte. Die Geldnöte, die ihn oft plagten, ersparte er dem Gefangenen. Über seine *„vor Einfällen sprühende, sprunghafte“*<sup>282</sup> Mutter, der er

---

<sup>276</sup> Ebd., S. 252f.

<sup>277</sup> Ebd., S. 253.

<sup>278</sup> Ebd.

<sup>279</sup> Ebd., S. 254.

<sup>280</sup> Ebd.

<sup>281</sup> Ebd.

<sup>282</sup> Ebd.



ergeben war und von der er abhängig war, schrieb er meist nur beiläufig: „*Ich fühlte, wie heikel dieses Thema war.*“<sup>283</sup>

Als Richard älter wurde, fiel es ihm immer schwerer, dem Vater über sein Schülerleben zu berichten. Nur sein schlechtes Gewissen und der Gedanke an den einsamen Gefangenen in seiner Zelle hielten ihn dann an, den wöchentlichen Brief hinter sich zu bringen. Er versuchte sich lange der Frage nach seinen Berufswünschen und Plänen zu entziehen, indem er schwieg. Er wollte einfach nicht alles verraten, was ihm im Kopf herumging.<sup>284</sup>

Aus der Perspektive der Erwachsenen waren Richard und sein Bruder Klaus der Meinung, dass diese wöchentlichen Briefe ihr Leben bereicherten. „*Für uns alle wurde ein Leben ohne diese Briefe undenkbar*“<sup>285</sup>, stellt der Autor fest.

Die Zahl der Korrespondenten nahm später durch die Heirat von Richards beiden Brüdern und seiner Schwester zu. Die Gefangenenpost folgte Richard überall hin. „*Zwanzig Jahre lang reisten [ihm] die Briefe nach.*“<sup>286</sup> Er hat sieben verschiedene Schulen und zwei Internate besucht. Wohnorte und Länder wechselten, aber die Briefe seines Vaters waren zur Stelle und verlangten eine Antwort.

Ich kritzelte meinen ersten Brief mit sieben Jahren nach Spandau und meinen letzten mitten in einem bizarren Studium. Als mein Bruder Klaus seinen ersten Brief schrieb, war er dreizehn Jahre alt. Den letzten schrieb er als Anwalt und Familienvater mit zwei Töchtern, die auch schon ihre ersten Kinderzeichnungen an den legendären „Opaps“ beilegten.<sup>287</sup>

Als gegen Ende der Haft den Gefangenen Bücher geschickt werden durften, konnte die Familie die Zensur überlisten. Um seinem Vater eine Leseüberraschung zu machen, schrieb Richard eine kleine, mit vielen familiären Anspielungen und Briefzitaten gespickte Geschichte über ein Fundbüro, die seine Schwester illustrierte. Um die Zensur zu umgehen, hatten sie sich Pseudonyme gegeben.<sup>288</sup>

Wenige Tage vor der Entlassung traf der letzte Brief aus Spandau ein, es war der 1080ste. „*Zum letzten Mal sah ich den Gefängnisstempel auf dem Kuvert. Zwanzig Jahre lang hatte er uns optisch an das Urteil von Nürnberg erinnert und an einen*

---

<sup>283</sup> Ebd.

<sup>284</sup> Vgl. ebd., S. 256.

<sup>285</sup> Ebd., S. 257.

<sup>286</sup> Ebd.

<sup>287</sup> Ebd., S. 260.

<sup>288</sup> Vgl. ebd., S. 262.

*Prozess, der mehr als hundert Jahre zurückzuliegen schien*<sup>289</sup>, entsinnt sich der Autor. Nach der Entlassung wurde er das Amt des Briefschreibers los, mit dem Briefeschreiben war es endgültig vorbei. *„Die Bürde Spandau warf [er] weit von sich, mit allem, was dazu gehörte an missgünstigen und gütigen Wärtern, eitlen Kommandanten, Stahltüren und Trompetensignalen.*“<sup>290</sup>

## 2.5. Entlassung

*„Was würde aus meinem Vater werden? Was für ein Mensch war er eigentlich? Was für Träume hatte er noch? (...) Auf einmal schien die Zeit nicht mehr für das unerbittliche Gefängnis, sondern für den Gefangenen und uns zu arbeiten*“<sup>291</sup>, so fragte sich Richard kurz vor des Vaters Entlassung. Jahrelang hatte die Familie von diesem Zeitpunkt gesprochen und darauf gewartet. Und bald war es so weit. In der Nacht zum 1. Oktober 1966 öffnete sich das große Gefängnistor und Baldur von Schirach war nach zwanzig Jahren Haft endlich frei. Unter seinen Kindern mischten sich nie gekannte Gefühle freudiger Erwartung mit der Furcht vor dem Unberechenbaren, das die kommenden Stunden bringen könnten. Alles kreiste um das bevorstehende Ereignis. Der Augenblick der Entlassung beherrschte alle Anwesenden.<sup>292</sup>

Während Richard in nervöser Anspannung immer wieder auf seine Uhr sah, verlief der Tag für seinen Vater wie jeder andere. Die Gefängnisverwaltung zelebrierte bis zur letzten Minute die Vorschriften, die den immer gleichen Tagesablauf regelten.<sup>293</sup> Um zweiundzwanzig Uhr wurden Baldur von Schirach und Albert Speer aus ihren Zellen geholt und ins Büro gebracht. Der englische Kommandant händigte ihnen die persönlichen Gegenstände aus, die sie bei sich trugen, als sie 1949 in Spandau eingetroffen waren. Zu den Eigenheiten dieses Gefängnisses gehörte auch, dass es keine Entlassungspapiere gab. Um dreiundzwanzig Uhr fünfundvierzig fuhr die Familie direkt vor das Eisentor. Das Tor ging auf und schloss sich wieder als Richard und sein Bruder Klaus schon drinnen waren. In einer schwarzen Limousine warteten

---

<sup>289</sup> Ebd.

<sup>290</sup> Ebd., S. 263.

<sup>291</sup> Ebd., S. 279.

<sup>292</sup> Vgl. ebd.

<sup>293</sup> Vgl. ebd., S. 281.

sie auf ihren Vater. „*Starr saßen wir auf unseren Sitzen. Wir sprachen kein Wort und hörten auf das Ticken der Uhr*“<sup>294</sup>, beschreibt Richard das bevorstehende Ereignis. Dann ging die Tür des Hauptgebäudes auf und die Gefangenen wurden von den Direktoren der Vier Mächte bis zum Innenhof begleitet. „*Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich darauf wartete, dass die Gefangenen endlich auf uns zukämen*“<sup>295</sup>, entsinnt sich der Autor. Die Brüder sprangen aus dem Wagen und stürmten auf den Vater zu. Richard ging noch auf Albert Speer zu und mit einem Händeschütteln gratulierte er ihm. Dann lief er auf seinen Vater zu: „*Ich musste vierundzwanzig Jahre alt werden, um ihm das erste Mal in die Arme zu fallen.*“<sup>296</sup> Kurz danach stiegen sie in ihren Wagen und fuhren los. Um Punkt Mitternacht war der Weg frei.<sup>297</sup> Sie fuhren direkt auf die Pressetribünen zu, die vor dem Gefängnis aufgebaut worden waren, bevor sie in die Wilhelmstraße abbogen. Inmitten des Blitzlichtgewitters sagte Baldur von Schirach: „*So war es immer.*“<sup>298</sup> Richard beobachtete ihn von der Seite: „*Er war ungewohnt mager und straff, die Haut sah blass, fast graustichig aus. Wir redeten kaum. Stumm nahm er die Eindrücke in sich auf.*“<sup>299</sup> Bald kamen sie im Hotel an und gingen auf ihre Zimmer. Zum ersten Mal sahen sie sich jetzt ohne Mantel, konnten sich anfassen, Hände halten. Kurz vor zwei Uhr in der Nacht gingen sie nach unten in die Hotelhalle, wo Dutzende von Kamerateams aus aller Welt und zahllose Journalisten warteten. Baldur von Schirach begann mit einer Dankadresse an alle, die ihm geholfen hatten, seine Haft zu überstehen. Er wich auch keiner Frage aus, enthielt sich aber zur Erleichterung seiner Söhne jeder politischen Würdigung der Nachkriegszeit. „*Was er sagte, war der Situation angemessen*“<sup>300</sup>, berichtet sein jüngster Sohn.

Mit einem von der Illustrierten „Stern“ gemieteten Flugzeug flogen sie nach Stuttgart, wo die anderen Familienmitglieder mit Sehnsucht warteten; darunter waren Frauen seiner beiden Brüder mit deren Kindern. Nur seine Schwester fehlte. Es gab lange herzliche Umarmungen, Tränen und die ersten Begrüßungsküsse nach über zwanzig Jahren.

---

<sup>294</sup> Ebd., S. 285.

<sup>295</sup> Ebd.

<sup>296</sup> Ebd.

<sup>297</sup> Vgl. ebd.

<sup>298</sup> Ebd., S. 286.

<sup>299</sup> Ebd., S. 287.

<sup>300</sup> Ebd., S. 290.

Alles in diesen ersten Stunden und Tagen war interessant zu beobachten. Wie würde sich Vater bei Tisch verhalten? Hatte er in all den Jahren überhaupt Messer und Gabel benützt? Hatte er Lieblings Speisen, nach denen er ausgehungert war? Vertrug er Wein? Brauchte er Ruhe?<sup>301</sup>

Der Familie fehlte jede Erfahrung darüber, wie sie mit ihm umgehen sollten. Die Brüder waren auf die Zeit nach der Entlassung nicht vorbereitet. *„Es fehlte uns gewissermaßen ein Leitfaden, in dem wir hätten blättern können, wir hätten eine Bedienungsanleitung für spätheimkehrende Kriegsgefangene gebraucht“*<sup>302</sup>, erinnert sich Richard. Er und seine Brüder standen vor der Aufgabe, ihren Vater in ihr Leben zu integrieren. Sie taten das einzige, was sie konnten, und versuchten sich so normal wie möglich zu verhalten. *„Ohne Frage haben [sie] ihn – und er sich – dabei überfordert.“*<sup>303</sup>

Als sie das Schlafzimmer für *Nummer eins* vorbereiteten, haben sie sich überlegt, Vaters enge Zelle aus Spandau in „Luxusausführung“<sup>304</sup> nachzubauen. Das Zimmer haben sie auch mit ihm vertrauten Gegenständen eingerichtet. Als Willkommensgeschenk kauften sie dem Vater eine teure „Braun“- Stereoanlage, zu deren Einweihung sie eine Platte von Sandie Shaw vorspielten. Die Überraschung misslang, der Vater fühlte sich gekränkt und lehnte das Geschenk ab.<sup>305</sup> *„Das war nichts für ihn, der darauf geeicht war, an Samstagen auf dem alten Gefängnisgrammophon als Höhepunkt der Woche Bach oder Bruckner in andächtiger Angespanntheit in sich aufzunehmen. Zwei Welten prallten aufeinander“*<sup>306</sup>, stellt Richard von SCHIRACH fest.

Das zweite Geschenk übertraf mit seinem Preis die Stereoanlage. Die Geschwister kauften ein Sammelwerk, das aus 25 Bänden bestand. Es war eine Quellensammlung über die „Ursachen und Folgen“ des deutschen Zusammenbruchs 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Für Richard war dieses Quellenwerk eine gute Diskussionsgrundlage für die Gespräche mit seinem Vater: *„Unbewusst wollte ich den Nürnberger Prozess wiederholen, um das Unverständliche verstehen zu lernen.“*<sup>307</sup> Stolz zeigte er seinem Vater das

---

<sup>301</sup> Ebd., S. 295.

<sup>302</sup> Ebd.

<sup>303</sup> Ebd., S. 296.

<sup>304</sup> Ebd., S. 297.

<sup>305</sup> Vgl. ebd.

<sup>306</sup> Ebd.

<sup>307</sup> Ebd., S. 300.

Geschenk. Auch diesmal zeigte *Nummer eins* kein besonderes Interesse an dem Sammelwerk.<sup>308</sup>

Wahrscheinlich hatte es ihn innerlich geschaudert, den unentrinnbaren Dokumenten wieder gegenüberzustehen. Mit dieser Konfrontation hatte er nicht gerechnet. Hatte ich wirklich geglaubt, mein Vater würde mit großer Neugier einen Band in die Hand nehmen? Es war wohl eher der ungestüme Wunsch gewesen, ihm eine Chance zu geben, sich mit der in den Haftjahren gewonnenen Distanz und Einsicht zu äußern und mir Rede und Antwort zu stehen.<sup>309</sup>

Die Geschwister versuchten, ihm jeden Wunsch zu erfüllen. Sie waren auf viele Erlebnisse vorbereitet, aber nicht auf den Alltag. Bald überraschte sie *Nummer eins* mit der Idee, für sie alle „*Schlangenringe*“<sup>310</sup> anfertigen lassen. Die Ablehnung seiner Kinder, die ihm diese Ausgabe ersparen wollten, schien ihn zu kränken. Die Idee mit den Ringen versetzte den Brüdern innerlich einen Schlag. Sie fragten sich, was danach komme. Vielleicht habe sich der Vater nach zwanzig Jahren Haft ein bisschen Luxus gönnen wollen: „*Brach nun vielleicht ein lange aufgestautes Luxusbedürfnis nach maßgeschneiderten Anzügen, handgefertigten Schuhen und Kaschirmänteln durch?*“<sup>311</sup>, fragten sich damals die Brüder.<sup>312</sup>

Bald nach seiner Entlassung kamen viele Briefe, Blumen und andere Geschenke nach Hause. Der Vater stand dem wachsenden Posthaufen wehrlos gegenüber und war auf die Hilfe seiner Kinder angewiesen. Richard saß neben ihm und las ihm die Briefe vor, da er „*sein Augenlicht nicht strapazieren wollte*“<sup>313</sup>. Danach gab er seinem Sohn Anweisungen, wie der Brief zu beantworten sei. Richard wurde bald sein Privatsekretär wider Willen. Sein Leben drehte sich damals nur um den Vater. Während seine Kommilitonen die Vorlesungen besuchten und die Erlebnisse der letzten Tage erzählten, saß er zu Hause inmitten des Haufens der Briefe. Oft fühlte er, wie fremd ihm die Welt seines Vaters war, indem er Briefe von des Vaters ehemaligen „Kameraden“ las und die Antworten darauf schrieb. Oft blickte ihn *Nummer eins* verwundert an, als er ein typisch militärisches Wort oder eine Abkürzung nicht kannte. „*Überrascht über so viel Ignoranz lehnte er sich zurück und erläuterte mir dann den nie gehörten Begriff*“<sup>314</sup>, entsinnt sich von SCHIRACH.<sup>315</sup>

---

<sup>308</sup> Vgl. ebd.

<sup>309</sup> Ebd.

<sup>310</sup> Ebd., S. 301.

<sup>311</sup> Ebd., S. 302.

<sup>312</sup> Vgl. ebd.

<sup>313</sup> Ebd.

<sup>314</sup> Ebd., S. 305.

Als Richard eines Tages mit einem braunen Kordanzug, den er sich gekauft hatte, nach Hause kam, sah der Vater ihn befremdet an, als hätte sein Sohn *„die flammenden Merkmale einer ansteckenden Krankheit im Gesicht“*<sup>316</sup>. Es stellte sich heraus, dass Richards einfacher brauner Anzug ihn an seine Gefängniskleidung erinnert hatte.

Auf diese Assoziation wäre ich im Traum nicht gekommen. (...) Mich dafür zu entschuldigen, ging mir zu weit, da er mich nicht direkt angesprochen hatte. Stillschweigend hängte ich den Anzug also in den Schrank, nahm das Ereignis aber zum Anlass, mich der täglichen Arbeit am Briefberg zu entziehen.<sup>317</sup>

Kurz darauf begannen verschiedene Leute dem ehemaligen Gefangenen einen Besuch abzustatten. Darunter waren Menschen, die dem Vater nahe gestanden hatten, und auch Journalisten. Baldurs Kinder waren nur Statisten dieser Begegnungen. Das Interesse an seinen Söhnen schien er verloren zu haben – *„wahrscheinlich empfand er uns in unserer Unbekümmertheit als zu anstrengend“*<sup>318</sup>, meint Richard. Obwohl sie im selben Haus lebten, vergingen Wochen oder sogar Monate, bis Baldur den Weg in Richards Zimmer fand. *„Mich kränkte, dass er offenbar seine ganze Zuwendung in seinen Briefen verbraucht zu haben schien“*<sup>319</sup>, berichtet der Jüngste. Das Bild des Vaters, das er sich in einer zwanzig Jahre dauernden Korrespondenz gemalt hatte, löste sich nach seiner Entlassung auf. Enttäuschung breitete sich aus. Solch eine Rückkehr hatte sich Richard nicht vorgestellt.

Eines Abends stieß er unerwartet in der halbdunklen Bibliothek auf seinen Vater. Baldur saß am Fenster in wehmütiger Stimmung, die Richard bei ihm nicht kannte. Es stellte sich heraus, dass es um eine Frau ging, die sein Vater während seiner Zeit in Wien geliebt hatte. *„Es klang nach einer jener traurigen, schmerzlichen Geschichten von verfehlter, unwiederbringlicher Liebe“*<sup>320</sup>, entsinnt sich der Autor. Richard war jedoch zu scheu, um dem Vater Fragen über Einzelheiten zu stellen. Dieser Abend war einer der letzten Momente, der sie so unerwartet nahe gebracht hatte<sup>321</sup> – *„nie mehr sind wir uns so unverstellt gegenübergestanden.“*<sup>322</sup>

---

<sup>315</sup> Vgl. ebd.

<sup>316</sup> Ebd., S. 307.

<sup>317</sup> Ebd.

<sup>318</sup> Ebd., S. 309.

<sup>319</sup> Ebd.

<sup>320</sup> Ebd., S. 312.

<sup>321</sup> Vgl. ebd., S. 313.

## 2.6. Enttäuschung

Richard hoffte, dass er und der Vater den warmen Ton, den sie in den Briefen entwickelt und gepflegt hatten, auch nach der Entlassung fortsetzen könnten. Er glaubte, dass jetzt, wenn alles ausgestanden, vergeben und vergessen war, sie eine halbwegs normale Familie werden könnten. Er überlegte sich, wie es klinge dem Vater „Gute Nacht“<sup>323</sup> zu sagen oder ihn zu fragen: „*Willst du noch eine Tasse Kaffee?*“<sup>324</sup>

In den Briefen hatten sie eine ganz normale Familie gespielt, die sich über Bücher, Musik und Malerei unterhält und Erlebnisse aus ihrem Alltag erzählt. Aber nun lebte der Vater unter einem Dach mit ihnen und sie hatten nicht mehr den Schutz der offiziellen Zensur, die jede Diskussion kontrollierte.<sup>325</sup> „*Der Briefkokon, in den wir uns eingesponnen hatten, schützte und wärmte uns nicht mehr*“<sup>326</sup>, sagt Richard.

Er liebte seinen Vater so, wie er ihn aus den Briefen kannte, aber als er aus dem Gefängnis zu seiner Familie zurückkam, war er ein Fremder. Richard wollte seine Zuneigung nicht verlieren, fühlte aber, dass dies mit jeder von ihm gestellten Frage geschehen konnte.

Nach der Entlassung aus Spandau hoffte Richard, endlich vom Vater erfahren zu können, warum er sich damals dem Regime angeschlossen habe. Richard wartete auf ein persönliches Bekenntnis, auf die Stimme seines Gewissens. Eines Tages stellte er ihm eine für ihn sehr wichtige Frage: „*Warum habt ihr nichts getan?*“<sup>327</sup> Er war auf alles Mögliche gefasst, „*auf einen Gefühlsausbruch oder ein Bekenntnis wie ich habe versagt, weil ich schwach war*“<sup>328</sup>. Wie enttäuscht war er, als er diese Worte seines Vaters hörte: „*Vergiss nicht, ich habe einen Eid geleistet!*“<sup>329</sup>

Zum ersten Mal hörte ich meinen Vater das Wort „Eid“ aussprechen, das er mit nachdrücklich gravitätischer Verzögerung betonte. Etwas schien darin mitzuschwingen, das mir den Satz, der sich langsam auf mich niedersenkte, fremdartig, wie aus einer anderen Welt erscheinen ließ.

---

<sup>322</sup> Ebd.

<sup>323</sup> Ebd., S. 355.

<sup>324</sup> Ebd.

<sup>325</sup> Vgl. ebd., S. 355f.

<sup>326</sup> Ebd.

<sup>327</sup> Ebd., S. 356.

<sup>328</sup> Ebd., S. 338.

<sup>329</sup> Ebd.

Er versuchte, mir die uralte Tradition der Eide nahezubringen. Der Eid wurde zum mythischen Schutzwall, den er um sich legte, und wieder wusste ich nicht, wer da zu mir sprach.<sup>330</sup>

Die Gestalt des geliebten Vaters schien sich aufzulösen und aufzuspalten. Mit der Feststellung, dass er *einen Eid geleistet hatte*, änderte sich Richards Einstellung gegenüber seinem Vater. „*Standen die Ideale, an die man glaubte und denen man sich verschrieben hatte, so hoch über Wirklichkeit, dass diese unwirklich, ja unwichtig wurde?*“<sup>331</sup>, fragte er sich. Er wollte wissen, wo der Ursprung der antisemitischen Reden lag, zu denen sich sein Vater in Wien hatte hinreißen lassen, und wie sich die Genealogie des Antisemitismus im Elternhaus seines Vaters erklären ließ. Diese Fragen sollten ihn immer wieder einholen.<sup>332</sup>

Obwohl die für ihn wichtigsten Fragen nicht beantwortet wurden, versuchte er immer noch, die Vater-Sohn-Beziehung aufzubauen und seinem Vater näherzukommen, indem er Geschichten aus seinem Leben erzählte. Er wollte ihm das, was dieser durch die lange Haftzeit versäumt hatte, näherbringen. Mit Geschichten, Eindrücken und Begebenheiten aus seiner Studienzeit wollte er die Aufmerksamkeit des Vaters gewinnen und ihn anspornen, sich zu öffnen. Als Erzähler blieb er aber allein.<sup>333</sup>

Auf Vaters Aussage: „*(...) schön, du hast mir Gesellschaft geleistet und hast gekocht, alles gut und schön. Aber was hast du eigentlich in dieser Zeit geleistet? Für dein Studium und dein Fortkommen?*“<sup>334</sup> reagierte Richard sprachlos. Er empfand es als Undankbarkeit für die ganze Zuwendung. Baldur von Schirach konnte sich aber nicht damit abfinden, dass sein jüngster Sohn sich einem Studium gewidmet hatte, das seiner Meinung nach keinen nützlichen Zwecken diente.<sup>335</sup>

Er fühlte sich verletzt, als der Vater ihn gegen seinen Bruder Klaus auszuspielen versuchte, indem er das Leben der beiden verglich: „*Sieh mal, Robert ist achtundzwanzig und hat es zu einem Haus gebracht, auch ich hatte in diesem Alter ein Haus, und was hast du bisher geschaffen?*“<sup>336</sup> Richard war tief enttäuscht. Die Feststellung des Vaters, dass aus ihm nie etwas werde, machte ihn sprachlos. Er

---

<sup>330</sup> Ebd., S. 339.

<sup>331</sup> Ebd.

<sup>332</sup> Vgl. ebd.

<sup>333</sup> Vgl. ebd., S. 347.

<sup>334</sup> Ebd.

<sup>335</sup> Vgl. ebd., S. 347f.

<sup>336</sup> Ebd., S. 351.



gab kein Wort von sich und nahm das Gespräch nicht auf. Später bereute er, dass er damals stumm geblieben ist und auf die Worte des Vaters nicht reagiert hat.<sup>337</sup>

Die Last, die aber mit den Jahren nicht leichter, sondern noch schwerer werden sollte, täglich mitzuschleppen hatte sicher mehr Kraft erfordert, als ein Haus zu bauen. Hatte er vergessen, wie mühevoll und prekär mein Weg über lausige Dorfschulen, Waisenhäuser und abbruchreife Internate gewesen war, um endlich einen Standpunkt geistiger Unabhängigkeit zu erreichen?<sup>338</sup>

Diese Worte des Sohnes zeigen, wie sehr er durch die Einstellung seines Vaters verbittert ist. Er traut seinen eigenen Ohren, als er Vaters Vorwürfe hört. Er fühlt dessen Undankbarkeit. Zwanzig Jahre lang hatte Richard ihm seine Zuwendung geschenkt, und jetzt nach zwanzig Jahren, als der Vater endlich entlassen wird, macht er ihm den Vorwurf, dass er in seinem Leben noch nichts erreicht habe im Gegensatz zu seinem Bruder, der erfolgreicher Anwalt sei.

## 2.7. Zusammenfassung

Richard VON SCHIRACH war der Sohn von Schuld und Niederlage und der Name war das Einzige, was er besaß. Alles, was einst Eigentum der Familie von Schirach war, war beschlagnahmt, zerbombt, enteignet oder geplündert worden. Nur der Name ist ihm geblieben. Dies wollte er nicht auch noch verlieren. Der Entschluss, sich wegen seines Vaters von seinen Vorfahren loszusagen, war ihm nie gekommen. Er empfand seinen Namen als Schicksal, das man ertragen und meistern müsse.<sup>339</sup>  
„Ohne ihn wäre [er] ein Anderer geworden.“<sup>340</sup>

Richard hat viele Schicksalsschläge in seinem Leben erlebt. Schon im Kindesalter musste er ständig die Schule wechseln, weil die Mutter kein Geld hatte. Dazu kam auch die Abwesenheit des Vaters, der im Gefängnis saß. Nur durch Briefwechsel konnte sich eine Vater-Sohn-Beziehung entwickeln. Kaum konnte Richard schreiben, wurde er schon in die *Briefpflicht* genommen. Mit der Zeit lernten sich Vater und Sohn kennen. Richard erwarb das Vertrauen und bald waren die Briefe Tagebuchseiten ähnlich. Die Stimme aus den Briefen bot ihm Rückhalt und

---

<sup>337</sup> Vgl. ebd.

<sup>338</sup> Ebd., S. 352.

<sup>339</sup> Vgl. ebd., S. 362.

<sup>340</sup> Ebd.

Verständnis. In den Briefen wurde viel über die Lektüre, über Musikaufführungen, Filme, Theaterbesuche berichtet, aber auch von dem, was Richard bedrückte.

Als der Vater aus der Haftanstalt Spandau entlassen wurde, löste sich das Bild auf, das sich Richard von ihm ausgemalt hatte. Nach der Entlassung hatten die Kinder alle seine Wünsche erfüllt und sich Gedanken über seinen Schlaf, seine Ernährung, seine Stimmungen und seine seelische Not gemacht. Wie Richard und seine Geschwister, die dem Vater alle beigestanden hatten, gelebt hatten oder leben mussten, hat er nie erfahren und auch nie danach gefragt, auch als nach seiner Entlassung die Zeit dazu gewesen wäre.<sup>341</sup>

Bei Fragen nach Vaters politischer Vergangenheit wartete Richard auf innere Einsicht: *„Ich wartete auf ein persönliches Bekenntnis, auf die Stimme seines Gewissens, diese Nüchternheit, der alle Gefühle fehlten, ertrug ich nicht.“*<sup>342</sup>

Vieles erklärte der Vater mit griffigen Formeln. *„Wir waren alle Antisemiten“*<sup>343</sup>, gab er zur Antwort, als die Rede auf Himmlers „Endlösung der Judenfrage“ kam. Vergebens wartete der Sohn auf Worte des Mitgefühls und der Scham. Die Erwartungen und Wünsche, die er an den Vater gestellt hatte, löste dieser nicht ein.

### **3. „Vati“ – die Begegnung des Sohnes mit dem Vater: Rolf und Josef Mengele**

#### **3.1. Die Entstehung von „Vati“**

Im Juni 1985 fanden Wissenschaftler aus Deutschland, den Vereinigten Staaten und Brasilien die Überreste, die dem „Todesengel“ von Auschwitz, Josef Mengele gehören sollten. Die Neuigkeit über den Fund verbreitete sich schnell durch die internationale Presse, die eine Welle von Berichten über den berüchtigten Arzt, der für seine Taten nie zur Rechenschaft gezogen wurde, auslösten. Nur ein Magazin, die „Bunte Illustrierte“, schaffte es, ein Interview mit der Person, die Josef Mengele kurz vor dessen Tod besucht hatte, Mengeles Sohn Rolf, zu führen. Rolf Mengele, einundvierzigjähriger Anwalt, betrat die Redaktion der „Bunte Illustrierte“ in München

---

<sup>341</sup> Vgl. ebd., S. 363.

<sup>342</sup> Ebd.

<sup>343</sup> Ebd.

und erklärte, dass er alles loswerden wolle.<sup>344</sup> Nicht willens, den Vater noch zu dessen Lebzeiten zu verraten, wollte Rolf Mengele sein Wissen über den „verschollenen“ Vater jetzt mit anderen teilen. Er übergab der Reporterin Inge Byhan die Habeseligkeiten des Vaters, die dieser hinterlassen hatte: Fotos, Tagebücher und Notizen. Indem Rolf Mengele diese Dokumente der Öffentlichkeit präsentierte, wollte er die Welt über die Tätigkeit seines Vaters in Auschwitz informieren, über die Flucht nach Brasilien und die Jahre, die er im Versteck verbracht hatte.<sup>345</sup>

Rolf Mengele hatte die Wahrheit über seinen Vater dreißig Jahre lang verschwiegen. Erst nach des Vaters Tod ist die Bürde des Schweigens beim Sohn so groß geworden, dass er beschloss, die Wahrheit endlich an das Tageslicht zu bringen. Laut seinen Aussagen in der „Bunte“ reagierte er auf den Tod des Vaters mit Erleichterung und der Hoffnung<sup>346</sup>, dass „*der Tod einen Schlusstreich unter das Leben des Vaters gesetzt hat.*“<sup>347</sup>

Rolf Mengeles Enthüllungen bewirkten eine weltweite Sensation. Wie ein Kritiker bemerkte, war Josef Mengele der meistgesuchte Mensch der Welt; seine angeblichen Ansichten wurden in Zeitungen auf der ganzen Welt veröffentlicht. Was die Öffentlichkeit jetzt erfuhr, war die Tatsache, dass der berüchtigte Dr. Mengele einen Sohn hatte, der ein erfolgreicher Anwalt in Freiburg war und seit Jahren mit seinem geflüchteten Vater heimlich korrespondiert hatte. Der Schriftsteller Peter SCHNEIDER war einer der Leser, die von diesen Enthüllungen fasziniert waren, und er schrieb „Vati“ als Nacherzählung von Rolf Mengeles Geschichte. Einige Jahre später gefragt, was ihn dazu veranlasst habe, dieses Buch zu schreiben, antwortete er freimütig, dass *Bunte*, „*das normalerweise zur Regenbogenpresse gerechnet wird*“<sup>348</sup>, seine Aufmerksamkeit im Sommer 1985 erobert habe. Er hatte die sechsteilige Serie über Josef Mengele gelesen und war von den Ähnlichkeiten zwischen seiner eigenen Biographie und der von Mengeles Sohn Rolf berührt. Rolf Mengele wurde in 1944 geboren, SCHNEIDER in 1940. Beide stammten auch aus Freiburg. Sie hatten auch gleiche Schulen besucht. Doch trotz dieser offensichtlichen

---

<sup>344</sup> Vgl. Byhan, Inge: Von Reue keine Spur. In: Bunte Illustrierte, Nr. 30, Juli 1985, S. 117.

<sup>345</sup> Vgl. Snyder Hook, Elizabeth: Family Secrets and the Contemporary German Novel. Literary Explorations in the Aftermath of the Third Reich. Rochester: Camden House Verlag, 2001, S. 69.

<sup>346</sup> Vgl. Byhan, Inge: So viele halfen ihm. In: Bunte Illustrierte, Nr. 27, Juni 1985, S. 26.

<sup>347</sup> Ebd.

<sup>348</sup> Snyder Hook: Family Secrets and the Contemporary German Novel, S. 70.

Parallelen gab es einen entscheidenden Unterschied, einen schicksalhaften Zufall, der den Autor am meisten fasziniert hat.<sup>349</sup>

Ich konnte mir sagen, mein Vater ist Kapellmeister, mein Vater hat nie ein Gewehr in der Hand gehabt, und da war ein anderer, der sagen musste, mein Vater heißt nun zufälligerweise Josef Mengele. Dieser Gegensatz hat mich nicht mehr losgelassen. Ich habe gedacht, wenn einen das so treffen kann, wie jetzt diesen Rolf, dann haben die anderen alle nur Glück gehabt. Und das wurde mir darum klar, dass es tatsächlich ein Thema für uns alle ist, und nicht nur für eine Figur. Und deswegen habe ich ja auch versucht, die Geschichte in eine Erzählung zu übersetzen, damit sich jeder das vorstellen muss, wie wäre das, wenn ich plötzlich erführe, als ein Sohn oder eine Tochter, ja, mein Vater ist nun mal dieser Massenmörder. Es ist eben die Geschichte jedenfalls in Deutschland, für eine ganze Generation.<sup>350</sup>

### 3.2. Rolf Mengele und seine Beziehung zum Vater

Rolf Mengele, Jahrgang 1944, lebt heute unter dem Familiennamen seiner Frau als Anwalt in München. Er sah seinen Vater zum ersten Mal bewusst im Jahr 1977.

In der vorliegenden Arbeit, ist er der Einzige, der keine Autobiographie geschrieben hat. Grundlage für seine Geschichte und für seine Beziehung zum Vater bildet die Erzählung von Peter SCHNEIDER mit dem Titel „Vati“. „Vati“ ist die Geschichte eines „*Nachgeborenen*“<sup>351</sup>, der, obwohl schuldlos, die Last des Vaters mitträgt. Obwohl sowohl der Sohn als auch der Vater im Buch nicht namentlich erwähnt sind, weiß der Leser sofort, wessen Geschichte dargestellt ist. „Vati“ ist nicht irgendeiner. Es ist Josef Mengele, und der namenlose Held, der Ich-Erzähler, ist Mengeles Sohn Rolf.<sup>352</sup>

1977 sollte Rolf zum ersten Mal in seinem Erwachsenenleben seinen Vater, den am intensivsten gejagten Nazi der Welt, besuchen. „*Ich musste mehr über ihn erfahren*“<sup>353</sup>, erinnert sich Rolf. „*Ich musste ihm persönlich gegenübertreten, um alle mich bewegenden Probleme zu besprechen. Ich dachte, bei einer persönlichen Begegnung würde ich mehr aus ihm herausbekommen.*“<sup>354</sup>

---

<sup>349</sup> Vgl. ebd.

<sup>350</sup> Schneider, Peter, Interview mit Colin Riordan. In: Colin Giordan: (editor's introduction) Vati: German Texts Edition, ed. Colin Giordan. Manchester: Manchester University Press, 1993, S. 9.

<sup>351</sup> Snyder Hook: Family Secrets and the Contemporary German Novel, S. 70.

<sup>352</sup> Vgl. Schönfeld, Gerda-Marie: „So eine Nachbarschaft“ In: Der Spiegel, Nr. 11, Jahr 1987, S. 218.

<sup>353</sup> Posner: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich, S. 149.

<sup>354</sup> Ebd.

Er sieht die ersten Jahre des Medizinstudiums seines Vaters als den Ausgangspunkt seiner Korrumpierung. *„Die Fakultät war stark vom Nationalsozialismus beeinflusst; an ihr wurden die halbgewalkten Theorien von der arischen Herrenrasse gelehrt, unter anderem dass unwertes Leben vernichtet werden sollte.“*<sup>355</sup> Im Mai 1937 trat Mengele in die NSDAP ein und ein Jahr später in die SS. Auch die Nazipropaganda über die Juden nahm er in sich auf. *„Als ich ihn besuchte meinte er belegen zu können, dass die Juden anders oder abnorm seien. Aber er vermochte keinen überzeugenden Beweis dafür zu erbringen“*<sup>356</sup>, berichtet Rolf. Ein Jahr tat er Dienst beim Rasse- und Siedlungshauptamt der SS, wo er die rassische Eignung besiegener Polen prüfte. Danach begann er 1943 im Konzentrationslager Auschwitz zu arbeiten. Während viele SS-Ärzte ihre Lagerarbeit als einen schweren, unangenehmen Auftrag ansahen, ging Mengele seinen Pflichten mit Freude nach. Seine Begeisterung sah man besonders bei der Selektion ankommender Häftlinge.<sup>357</sup> Er meldete sich sogar freiwillig zu diesem Sondereinsatz. Was er vor allem unter Häftlingen suchte, waren Zwillinge. Die benutzte er für seine Experimente, um die Rassenreinheit künftiger Generationen von Deutschen zu gewährleisten. Zu seinen Forschungen gehörten brutale chirurgische Eingriffe und schmerzhaft Tests, die fast immer ohne Anästhesie durchgeführt wurden. Es gab sinnlose Amputationen, Typhusinjektionen und absichtlich infizierte Wunden, um die Reaktionen zu vergleichen.<sup>358</sup> Als Rolf nach dem Krieg erfuhr, dass sein Vater in Auschwitz gearbeitet hatte, war das für ihn ein schwerer Schlag.

Aber es bewegte mich dennoch sehr. Ich hatte gemeint, einen Vater gehabt zu haben, der als Soldat heldenhaft in Russland gekämpft hatte. Nun begriff ich, er war in Auschwitz gewesen. Und obwohl man mir erzählte, er habe dort nicht eigentlich getötet, hatte er doch dazu gehört. Das war nicht leicht für mich.<sup>359</sup>

Bei Fragen nach Auschwitz, war Josef Mengele der Auffassung, das KZ habe bereits vor seiner Ankunft existiert und er sei nur ein *„kleines Rädchen im großen Getriebe“*<sup>360</sup> gewesen. Er sei dorthin gegangen, habe seine Pflicht tun müssen und

---

<sup>355</sup> Ebd., S. 150.

<sup>356</sup> Ebd., S. 151.

<sup>357</sup> Ein SS-Arzt wurde gebraucht, um die Hunderttausende von Opfern zu empfangen und zu entscheiden, ob sie noch arbeitsfähig waren. Wurden die Neuankömmlinge nach links ausgesondert, warteten auf sie die Gaskammern.

<sup>358</sup> Vgl. Posner: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich, S. 152ff.

<sup>359</sup> Ebd., S. 162.

<sup>360</sup> Ebd., S. 155.

Befehle ausgeführt. Jeder habe das tun müssen, wenn er überleben wollte, und Überleben sei der grundlegende Selbsterhaltungsbetrieb. Persönlich fühle er sich für die Geschehnisse im Lager nicht verantwortlich.<sup>361</sup>

Woran Rolf Mengele sich nicht erinnert, sind die Besuche beim Vater, als der in Auschwitz gearbeitet hatte. Mengele sei glücklich gewesen, seinen Sohn zu sehen. Doch Rolf besitzt darin keinerlei Erinnerung. „Nichts“<sup>362</sup>, sagt er. *„Ich schau mir die Bilder aus jener Zeit an und versuche angestrengt, meinem Gedächtnis nachzuhelfen, aber es gelingt mir nicht.“*<sup>363</sup>

Nachdem der Vater nach Südamerika geflüchtet war, reichte die Mutter die Scheidung ein und heiratete einen anderen Mann, der für Rolf der eigentliche Vater war.<sup>364</sup>

Hacki [so nannte ihn Rolf] war für mich ein wahrer Vater. Er war wirklich ein besonderer Mensch, und wir waren wie Vater und Sohn zueinander. Wenn ich an einen Vater denke, dann ist es Hacki, den ich für meinen Vater halte, obwohl ich weiß, dass er es eigentlich nicht ist.<sup>365</sup>

Rolf fiel es leicht, eine tiefe Bindung zu seinem Stiefvater aufzubauen, weil er seinen leiblichen Vater für tot hielt. *„Meine Mutter und die anderen in der Familie hatten mir immer erzählt, Josef Mengele, mein Vater, sei vermisst. Er habe heldenhaft an der Ostfront gekämpft.“*<sup>366</sup> Das ist das Bild, das Rolf von seinem Vater hatte.

Im Jahre 1956 unternahm Josef Mengele seine erste und letzte Reise nach Europa. Auf Drängen seiner Familie flog er in die Schweiz. Zum ersten Mal nach sieben Jahren hatte er seinen Sohn Rolf gesehen. Man erzählte Rolf, der Mann aus Südamerika sei *„Onkel Fritz“*<sup>367</sup>. Der kleine Rolf dachte damals nicht viel darüber nach: *„Ich hielt ihn für einen Onkel väterlicherseits. Er kam mir nicht wie ein Fremder vor. In den Jahren davor hatte ich mehrere Briefe von ‚Onkel Fritz‘ bekommen.“*<sup>368</sup>

Mengele verbrachte viel Zeit mit Rolf und Karl-Heinz<sup>369</sup> und verwöhnte die Jungen mit Abenteuergeschichten. *„Er war interessant“*<sup>370</sup>, erzählt Rolf, *„und hatte viel*

---

<sup>361</sup> Ebd.

<sup>362</sup> Ebd., S. 157.

<sup>363</sup> Ebd.

<sup>364</sup> Vgl. ebd., S. 159.

<sup>365</sup> Ebd.

<sup>366</sup> Ebd.

<sup>367</sup> Ebd.

<sup>368</sup> Ebd.

<sup>369</sup> Karl-Heinz war ein Cousin von Rolf.

<sup>370</sup> Posner: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich, S. 160.

*Verständnis für uns, war stets zum Spaß aufgelegt. Er lief gern und sehr gut Ski. Zum Essen kam er gut gekleidet, und immer gab er Karl-Heinz und mir Taschengeld, mein erstes.*<sup>371</sup> *Onkel Fritz* sei der erste gewesen, den Rolf über den Krieg sprechen hörte: *„Damals sprach niemand über den Krieg. Es galt als tabu.“*<sup>372</sup>

Nach einer Woche in der Schweiz zog Mengele nach Günzburg und danach nach München, wo er in einen Autounfall verwickelt wurde. Die Polizei trug ihm auf, die Stadt nicht zu verlassen, bis man ihn näher überprüft habe.<sup>373</sup> *„Mein Großvater fuhr nach München und gab der Polizei etwas Geld, damit sie das mit dem Unfall vergäße“*<sup>374</sup>, berichtet Rolf.

Im Oktober 1956 siedelten Martha (die Schwägerin von Josef Mengele)<sup>375</sup> und Karl-Heinz zu ihm nach Buenos Aires über. Mengele übernahm die Vaterrolle für den kleinen Jungen. Zwischen den beiden entstand eine viel engere Beziehung als zu seinem Sohn Rolf.<sup>376</sup> *„Jahre später schalt er mich, ich sei nicht so gut wie Karl-Heinz“*<sup>377</sup>, sagt Rolf. *„Stets verglich er mich mit Karl-Heinz und fragte, warum ich dieses oder jenes nicht so gut könne wie mein Cousin.“*<sup>378</sup>

Mengele fühlte sich sicher in seinem neuen Leben. Er ließ die Aktien seiner Firma an der Börse notieren, nahm eine Hypothek auf und heiratete, alles unter seinem richtigen Namen.

Als Rolf erfuhr, dass *Onkel Fritz* sein leiblicher Vater sei, wünschte er, er hätte einen anderen Vater. Es bewegte ihn sehr. Er hatte immer geglaubt, sein Vater habe in Russland heldenhaft gekämpft. *„Nun begriff ich, er war in Auschwitz gewesen. Und obwohl man mir erzählte, er habe dort nicht getötet, hatte er dazu gehört. Das war nicht leicht für mich“*<sup>379</sup>, erinnert er sich.

Während sich Rolf bemühte, die Neuigkeit zu verarbeiten, dass sein Vater nicht nur lebte, sondern ein gesuchter Kriegsverbrecher war, kamen Martha und Karl-Heinz nach Deutschland zurück. Ihre Wiederkehr verstärkte noch Rolfs Verwirrung über seinen echten Vater: *„Karl-Heinz hatte mit meinem Vater gelebt. Er mochte meinen*

---

<sup>371</sup> Ebd.

<sup>372</sup> Ebd.

<sup>373</sup> Vgl. ebd.

<sup>374</sup> Ebd.

<sup>375</sup> Martha war die Witwe von Mengeles jüngerem Bruder Karl.

<sup>376</sup> Vgl. Posner: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich, S. 161.

<sup>377</sup> Ebd.

<sup>378</sup> Ebd.

<sup>379</sup> Posner: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich, S. 162.

*Vater sehr und erzählte mir, wie wunderbar er sei, und ich dachte, ‚Das ist nicht sein Vater, es ist meiner‘.*<sup>380</sup>

Karl-Heinz wurde oft in den Briefen von Josef Mengele erwähnt, und wenn dessen Name auftauchte, wurde er in den höchsten Tönen gelobt. Der Vater machte Rolf ständig Vorwürfe, indem er jeden Misserfolg von Rolf mit Karl-Heinz' Erfolgen verglich. All das vergrößerte die Kluft zwischen Mengele und seinem Sohn.<sup>381</sup>

Bis zu seinem Tod schickte Mengele Hunderte von Briefen an seine Familie. Viele waren an Rolf adressiert. Sie bedeuteten Kontakt, den der Sohn nicht wollte.

Ich bekam diese Briefe und es war immer dasselbe. Es hat lange gedauert, bis ich überhaupt den Gedanken fasste, sie zu beantworten, und dann auch nur, weil mir meine Mutter sagte: „Er lebt da unten, und es ist richtig hart für ihn, also musst Du ihm etwas schreiben“. Ich schrieb an ihn, wie man an einen Gefangenen schreibt. Ich habe seine Briefe nur ungern beantwortet.<sup>382</sup>

Diese Zeilen zeigen, dass Rolf nur ungern die Briefe des Vaters beantwortete. Nur für seine Mutter riss er sich zusammen und schrieb ein paar Zeilen an den Vater, der *da unten* allein lebte. Solange Rolf keinen Brief vom Vater erhielt, war er niemand, an den er dachte oder der ihn beschäftigte.

Obwohl er auf die Achtung der Gesetze eingeschworen wurde, fühlte er sich nicht unter Druck gesetzt, seinen Vater an die Behörden auszuliefern. „*Das war nicht einmal ein Thema. Das entschieden grundsätzlich mein Onkel, mein Großvater und meine Mutter für mich. In diesem Verständnis wuchs ich auf. Es war keine Frage für mich*“<sup>383</sup>, berichtet Rolf. Selbst heute mit all seinem Wissen würde er nicht anders handeln, wie er selber zugibt: „*Er ist immer noch mein Vater, und man kann nicht erwarten, dass ich ihn ausliefere.*“<sup>384</sup> Obwohl er von seinem Vater enttäuscht war, fühlte er sich nicht berechtigt, über ihn und seine Taten das Urteil zu sprechen. Er war immer noch sein Vater, wie man es aus den obigen Zeilen herauslesen kann.

Ihr Verhältnis verschlechterte sich, als Rolf seinem Vater mitteilte, er könne ihn nicht finanziell unterstützen. Darauf antwortete der Vater: „*Ein oder zwei Briefe pro Jahr wirst Du schon schaffen.*“<sup>385</sup> Rolf empfand die briefliche Kommunikation zunehmend als Enttäuschung. Meinungsverschiedenheiten wurden übertrieben, anstatt aus der

---

<sup>380</sup> Ebd., S. 163.

<sup>381</sup> Vgl. ebd., S. 164.

<sup>382</sup> Ebd.

<sup>383</sup> Ebd., S. 165.

<sup>384</sup> Vgl. ebd., S. 165.

<sup>385</sup> Ebd., S. 166.



Welt geschafft.<sup>386</sup> Rolf sah nur einen Ausweg aus dieser ganzen Situation: er beschloss seinen Vater in Südamerika zu besuchen. Der Besuch sollte endlich Klarheit schaffen, was aber, wie sich in der vorliegenden Arbeit herausstellen wird, nicht der Fall war.

Was Rolfs politische Ansichten anbelangt, lagen sie ziemlich weit links von der Mitte, und viele Auffassungen seines Vaters schockierten ihn. In einem Brief an Rolf bezeichnete der Vater Hitler als den „*Mann des Jahrhunderts*“<sup>387</sup> und verglich seine Herrschaft mit denen von Alexander dem Großen oder Napoleon. „*Mit den Ideen meines Vaters hatte ich überhaupt nichts gemeinsam. (...) Ich habe schlichtweg alles abgelehnt, was von ihm kam.*“<sup>388</sup>

Rolf teilt nicht das „Mitleid“, das andere Kinder prominenter Nazis für ihre Eltern empfinden. „*Es tut mir nicht leid*“<sup>389</sup>, sagt er. „*Ich denke, er hat das Los bekommen, das er verdiente.*“<sup>390</sup> Er habe höchstens Mitleid, dass er sein Leben vertan hat. „*Er hat es vertan, weil er so geblendet war oder weil ... Ich weiß es nicht, was mit ihm passiert ist. Ich kann ihn nicht verstehen.*“<sup>391</sup> Er habe nicht gelernt, Vater zu sein, einen Sohn zu haben, meint Rolf. Doch er will nicht zu denen gehören, die ihren Vater hassen. „*Ich empfinde ihm gegenüber nicht stark genug, um ihn zu hassen*“<sup>392</sup>, stellt er fest. Im Gegensatz zu den Kindern von anderen Nazis, die es als einen Vorzug ansehen, als Kind eines prominenten Nationalsozialisten aufgewachsen zu sein, betrachtet Rolf das als „*einen entscheidenden Nachteil*“<sup>393</sup>. „*Am schlimmsten ist ein Parteimitglied wie mein Vater, der mit der Vernichtung und all den Lagern zu tun hatte.*“<sup>394</sup>

---

<sup>386</sup> Vgl. ebd.

<sup>387</sup> Ebd., S. 164.

<sup>388</sup> Ebd.

<sup>389</sup> Ebd.

<sup>390</sup> Ebd.

<sup>391</sup> Ebd., S. 176.

<sup>392</sup> Ebd.

<sup>393</sup> Ebd.

<sup>394</sup> Ebd.

### 3.3. „Vati“ von Peter Schneider – die Erzählweise

Was außer dem Namen hatte ich mit ihm gemein? Was erbt man von einem Vater, den man nicht kennt? Seine Augenbrauen, die Glatze, die Hände, was noch?<sup>395</sup>

Während „Vati“ eng auf der Begegnung zwischen Rolf und Josef Mengele im Jahre 1977 basiert, spiegelt der Konflikt des Protagonisten den von zahlreichen Nachkommen von Nazis wider, die gezwungen waren, zwischen zwei Optionen zu wählen: entweder über den Vater aus kindlicher Loyalität zu schweigen oder den Vater zu verraten und der Gerechtigkeit auszuliefern. Dieses Dilemma bildet den Kern von Schneiders Erzählung und wird vom Autor durch die Auswahl des Titels intensiviert.<sup>396</sup> Der Begriff *Vati* artikuliert den Wunsch des Sohnes nach einem Vater, den Wunsch, der einen Gegensatz zu seiner moralischen Verpflichtung bildet, die ihm befiehlt, den Vater zu hassen. Auf der grundlegendsten Ebene schreibt SCHNEIDER, „Vati“ zeige einen Sohn, der zwischen zwei gleich starken Gefühlen gefangen sei: *„zwischen der durch Geburt erworbenen Bindung an seinen Vater und dem Abscheu vor seinem Verbrechen“*<sup>397</sup>. Die Geschichte von Rolf Mengele zeigt, dass für ihn und alle, die *„schuldig geboren“*<sup>398</sup> sind, die Klärung einer Eltern-Kind-Beziehung einen Balanceakt zwischen Anziehung, Sympathie, Zorn und Ekel bedeutet.<sup>399</sup>

Die Reise des Erzählers zu seinem Vater nach Südamerika ist der Höhepunkt seines zwanzigjährigen Kampfes mit einer schmerzhaften Familiengeschichte. Wie Rolf Mengele ist SCHNEIDERS Protagonist zunächst durch den Krieg von seinem Vater getrennt, und dann durch dessen Flucht ins Ausland. Rolfs Reise nach Brasilien ist von dem Wunsch, seinem Vater persönlich zu begegnen und von Vaters Kriegsaktivitäten zu erfahren, geprägt.

SCHNEIDER schreibt aus der Perspektive des Sohnes, der seine Aufzeichnungen an einen nicht in Erscheinung tretenden Schulfreund richtet. Dieser verkörpert so etwas wie das schlechte Gewissen, eine kritische Distanz. Diese Lesefigur ist aus der Figurenebene gesondert, und zwar mit dem Ziel, zwei unterschiedliche Prozesse

---

<sup>395</sup> Schneider, Peter: *Vati*. Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag, 1989, S. 21.

<sup>396</sup> Vgl. Snyder Hook: *Family Secrets and the Contemporary German Novel*, S. 70f.

<sup>397</sup> Schneider, Peter: *Deutsche Ängste. Sieben Essays*. Darmstadt: Luchterhand Verlag, 1986, S. 86.

<sup>398</sup> Snyder Hook: *Family Secrets and the Contemporary German Novel*, S. 71.

<sup>399</sup> Vgl. ebd.

der Vatersuche zu demonstrieren. Indem Rolf Mengele seinen Vater zum Reden zwingt, hofft er endlich verstehen zu können, was es bedeutet, der Sohn eines Nazi-Verbrechers zu sein.<sup>400</sup>

In der Person des Ich-Erzählers sucht der Autor nach Erklärungen, warum der Sohn im Lauf eines sporadischen Briefwechsels in emotionale Abhängigkeit von diesem fernen Mann gerät, dessen Taten er verabscheut, aber dessen Urteilen er sich unterwirft: *„Durch einen Vergleich mehrerer Fotos hatte mein Vater entdeckt, dass ich dazu neige, die Schultern hängen zu lassen, und noch aus der Ferne spürte ich den väterlichen Puff im Rücken, der dazu aufforderte, mich gerade zu halten, Sport zu treiben.“*<sup>401</sup> Der Sohn will zeigen, warum er seinen Vater zeitlebens nicht verrät, sondern zum Mitwisser wird. Er versucht zu klären, wie einer mit unermesslicher Schuld fertig wird, obwohl der Vater die ihm angelasteten Taten leugnet, und wie die nachfolgende Generation mit dieser Schuld umgeht.<sup>402</sup> SCHNEIDER verwendet in diesem Bezug die Formulierung *„Gnade der späten Geburt“*<sup>403</sup>.

### 3.4. Ein Anwalt verhört den Todesengel – „Vati“

Die Analyse der Erzählung behandelt zunächst die Problematik der Vergangenheitsbewältigung der 68-er Bewegung und wendet sich danach der Situation von Rolf Mengele zu, der ohne Vater aufgewachsen ist und erst als Erwachsener eine Reise nach Brasilien unternimmt, um seinen Vater zu besuchen.<sup>404</sup>

Die Beziehung zum Vater wird mit einer Art rebellischer Ungezwungenheit und Ignoranz aufgearbeitet. Die falsch verstandene Unabhängigkeit vom Elternhaus sollte durch Vermeidung des Kontaktes mit dem Vater erfolgen, durch unbedachtes, mechanisch-reaktives Verhalten, das sich von blinder Konfrontation mit dem Vater nährt und einen Anti-Vater als Vorbild entwirft. Außerdem wird der Vater zum bloßen

---

<sup>400</sup> Vgl. ebd., S. 74.

<sup>401</sup> Schneider: Vati, S. 24.

<sup>402</sup> Vgl. Nagel, Wolfgang: Zu Besuch bei einem Ungeheuer. In: Die Zeit vom 17.04.1987.

<sup>403</sup> Ebd.

<sup>404</sup> Vgl. Uvanovic, Zeljko: Söhne vermissen ihre Väter. Mislungene, ambivalente und erfolgreiche Vatersuche in der deutschsprachigen Erzählprosa nach 1945. Marburg: Tectum Verlag, 2001, S. 72.

„Erzeuger“ degradiert, auf dessen finanzielle Hilfe man jedoch nicht verzichten möchte.<sup>405</sup>

Manchmal habe ich ihn gehasst. Du sagst, ich hätte nicht auf ihn hören müssen, hätte mich – wie hieß es damals – von ihm „emanzipieren“ sollen! Es gab ja, Ende der sechziger Jahre, Kommilitonen wie dich, die von ihren Erzeugern nicht weiter annahmen als Geld und nur ein Lebensziel zu verfolgen schienen: nicht so werden wie ihre Väter! Und ich erinnere mich genau, wie du mit Siegerlächeln von deinem „Vatermord“ erzählt, wie du mir das fotokopierte Beweisstück vorgelegt hast, das du damals statt eines Identitätspapiers bei dir trugst: einen Artikel deines Vaters aus dem Jahr 43, auf den du nach jahrelangem Forschen gestoßen warst. Der Wortlaut dieses Artikels ist mir entfallen. Aber die Art, wie du aus bloßen Anklängen an den Wortschatz des Nationalsozialismus die „faschistische Gesinnung“ deines Vaters erschlossen hast, ist mir nichts weiter als vorlaut und lieblos erschienen. In meinen Augen hast du damals nicht deinen Vater, sondern dich selbst entlarvt. Als du mir dann noch erklärt hast, dein „Alter“ sei nun für dich „gestorben“ und jede Verbindung zu ihm abgebrochen, habe ich nur gedacht: bis auf den Monatsscheck, den nimmst er!<sup>406</sup>

Mengeles Sohn spottet darüber, wie sein Freund dem Vater in übertriebener Weise aufgrund der äußeren Ähnlichkeit von dessen Artikel mit dem NS-Vokabular ein Nazi-Profil unterstellt, um jede emotionale Beziehung zu ihm als für seine Entwicklung relevanten Menschen abzurechnen. Rolf verspottet die Doppelmoral seines Freundes, der trotz allem vom „ermordeten“ Vater Geld bezieht. Er bezeichnet das Verhalten des Freundes als lieblos und verletzend. Er empfindet seine Kritik am Vater als unangemessen scharf und grundlos frech.<sup>407</sup>

Wenn er den Fall seines Vaters mit dem Mitläufer-Status vergleicht, der dem Vater seines Freundes erteilt wurde, empfindet er wegen des „*zugeeilten*“<sup>408</sup> enormen Lastgewichtes „*ein seltsames Überlegenheitsgefühl*“<sup>409</sup>. „*Es war mir, als hätte ich allein und als einziger eine Last zu tragen, von der ihr alle nur geredet habt.*“<sup>410</sup>

Gerade das große Ausmaß von Vaters Schande und Schuld mobilisiert alle Energien des Sohnes für eine kompromisslose Aufarbeitung von Vaters Vergangenheit und der Beziehung zu ihm.

Obwohl die Erzählung mit der Darstellung des ersten Treffens mit dem Vater in Brasilien anfängt, erfolgt eine Retrospektive, aus der die ganze Chronologie des Unbehagens am Vater-Komplex rekonstruierbar wird.<sup>411</sup>

---

<sup>405</sup> Vgl. ebd.

<sup>406</sup> Schneider: Vati, S. 27f.

<sup>407</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 73.

<sup>408</sup> Ebd., S. 74.

<sup>409</sup> Ebd.

<sup>410</sup> Schneider: Vati, S. 29.

<sup>411</sup> Vgl. ebd.

Rolf Mengeles früheste Vatersehnsucht wurde von der Mutter durch die Lüge, sein Vater wäre in Russland verschollen, beseitigt. Kontakte mit einem Onkel aus Übersee nahmen allmählich Bedeutung an. Er sprang jetzt in die Rolle des Ersatzvaters ein und schrieb viele Briefe, die die Mutter aus Sicherheitsgründen noch am selben Tag verbrannte. Dies trieb Rolf dazu, die Briefe abzuschreiben und später in ihnen nach einer geheimen Botschaft zu suchen<sup>412</sup>:

Ich dachte wenn ich sie nur oft genug läse, würden sie mir ein Geheimnis verraten, etwas Verbotenes, Unerhörtes, das ich nur enträtseln müsste. Aber sooft ich sie nachts im Bett, im Licht einer Taschenlampe, studierte, sie nach Anfangsbuchstaben und Zeilenanfängen neu zusammensetzte, sie erzählten mir nichts.<sup>413</sup>

Damals wusste Rolf noch nicht, dass diese Briefe von seinem leiblichen Vater stammten. Das Geheimnis seiner Herkunft wurde erst gelüftet, als er erwachsen war. Doch der Öffentlichkeit wurde schon längst bekannt, was sich hinter dem Familiennamen "Mengel" verbirgt, was dem kleinen Jungen jeden Sozialisierungsversuch erschwerte<sup>414</sup>:

Später dann, im Gymnasium, merkte ich, dass ich das Geheimnis mit mir herumtrug wie eine Schrift auf der Stirn, die jeder außer mir selber entziffern konnte. Als wäre ich von einer jener tödlichen Krankheiten befallen, die man dem Patienten lieber verschweigt. Irgendein mir selber nicht sichtbarer Makel schien an mir zu haften.<sup>415</sup>

Erst mit der Zeit begriff Rolf, dass sein Nachname Widerwillen hervorruft. Dies bemerkte er, als die Lehrer in der Schule durch Zögern und Senken der Stimme den Namen „Mengele“ auszusprechen versuchten, als ob der Name unaussprechlich wäre. Der Ich-Erzähler hatte mit der geahnten vererbten Schuld zu kämpfen: „(...) *ich spürte lange, bevor ich es wusste, dass ich schuldig geboren war.*“<sup>416</sup> Als Reaktion darauf erfolgte der Rückzug in sich selbst: „*Ich verkroch mich, ich wurde dick. Keine Lust auf Fußball, Schwimmen, Tanzstunde. (...) Immer dieses Gefühl, dass die Bäume lügen, das Gras lügt, der Himmel lügt.*“<sup>417</sup> Er fühlte sich nicht als ein von seiner sozialen Umgebung normal akzeptierter Mensch. Schließlich verschloss er sich in seine Welt. Das Gefühl des Betrogenseins und der Verletzung entstand in Bezug auf den vermeintlich besten Freund, das Du der Erzählung.<sup>418</sup> Die

---

<sup>412</sup> Vgl. ebd.

<sup>413</sup> Schneider: Vati, S. 12.

<sup>414</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 74.

<sup>415</sup> Schneider: Vati, S. 12.

<sup>416</sup> Ebd., S. 15.

<sup>417</sup> Ebd., S. 16.

<sup>418</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 75.

Abwesenheit des Vaters bildete das Bedürfnis nach Freundschaft und die Neigung, den Freund durch starke Eifersucht an sich zu binden: „*Meine krankhafte Eifersucht, vielleicht erinnerst du dich. Ich verbot dir regelrecht, dich mit anderen Jungen aus unserer Klasse zu treffen. Ja, ich hielt dich für meinen besten Freund.*“<sup>419</sup> Er fühlte sich verraten, als sein bester Freund mit dem verhassten Cousin Werner spielte, und verspottet durch die Reaktion der beiden: „*Ihr saht euch an und lachtet nur über mich: den dicken, spinnerten Wutz!*“<sup>420</sup> Später sah Rolf selber ein, dass diese Freundschaft nie auf gegenseitiger Zuneigung beruhte, sondern ein „*panisches Bedürfnis nach einem Freund, einem zukünftigen Eingeweihten*“<sup>421</sup> war. Die Abwesenheit des Vaters bewirkte bei Rolf Minderwertigkeitsgefühle in sozialen Beziehungen.<sup>422</sup>

Bevor er erfuhr, dass sein Vater „*der meistgesuchte Mann der Welt*“<sup>423</sup>, ein Verbrecher höchsten Ranges sei, fand er Zuflucht in der Natur und in der Musik.<sup>424</sup>

Manchmal, wenn ich unter einem Felsen lag und am Stamm einer Fichte hinaufschaute (...), glaubte ich, ich wurde gerufen. Jemand rief mich bei einem Namen, den ich noch nie gehört hatte, und ohne Vorbereitung schossen mir Tränen in die Augen.

Ruhig wurde ich, wenn ich Musik hörte, immer dieselbe Musik, das Streichquintett von Brahms, c-moll, glaube ich. Wenn ich das Cello hörte im langsamen Satz, war es, als würde ich endlich bei meinem wahren, nur mir bekannten Namen gerufen.<sup>425</sup>

Rolf kommunizierte mit der Natur und der abstrakten Welt der Musik und dabei hieß er nicht mehr „Mengele“. Der neue Name schien eine von seelischen Konflikten befreiende Wirkung zu haben. In seinem Körper tief verdrängte Emotionen wurden freigelassen. Den neuen Namen bezeichnete er als seinen „wahren“, nur ihm bekannten Namen, der ihn von der Last der vererbten Schuld des Vaters befreite. Die Flucht in die imaginäre Welt des Trostes in der Natur und in der klassischen Musik Brahms' wurde dadurch, dass Rolf plötzlich erfuhr, Josef Mengele, der *Nazi-Todesengel*, sei sein leiblicher Vater, unmöglich gemacht.<sup>426</sup> Als Abwehrreaktion gegen die gerade erfahrene Wahrheit meldete sich bei ihm die Rechtfertigung: „*(...) aber ich war nicht alt genug. Ich werde immer zu jung sein, um zu begreifen, wer*

---

<sup>419</sup> Schneider: Vati, S. 17.

<sup>420</sup> Ebd.

<sup>421</sup> Ebd., S. 18.

<sup>422</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 75.

<sup>423</sup> Schneider: Vati, S. 29.

<sup>424</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 76.

<sup>425</sup> Schneider: Vati, S. 16.

<sup>426</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 76.

*mein Vater ist.*<sup>427</sup> Die katastrophale Wirkung der Erkenntnis, wer sein Vater sei, kommt im folgenden Satz am besten zum Vorschein: "(...) und plötzlich war nur noch Leere um mich, die ganze Stadt menschenleer, tierleer, pflanzenleer, es gab kein Lebewesen in meiner Nähe."<sup>428</sup> Die Einweihung in das Geheimnis des Vaters wirkte auf Rolf so zerstörerisch wie eine Atombombe, die sämtliches Leben in kurzer Zeit vernichtet. Traurig stellte er fest: „Kein Sohn wird jemals begreifen, dass er der Sohn dieses Vaters ist.“<sup>429</sup> Der Onkel aus Übersee wurde zu einem „Monster-Vater“<sup>430</sup>, und alle Fotos, auf denen er zusammen mit dem Vater zu sehen war, wurden eine Quelle des Schmerzes. Dies waren Dokumente einer Verwandtschaft, die Rolf rückgängig machen wollte: „In jener Nacht habe ich das Foto, auf dem ich mit Vati zu sehen bin, heimlich verbrannt.“<sup>431</sup> Beim Betrachten der Fotos empfand er Ohnmacht und Unfähigkeit, und Schreck und Ekel, wenn er seinen Namen hörte.

Der Versuch, die Verbrechen des Vaters in einem breiteren Kontext zu betrachten kennzeichnet die nächsten Reaktionen. Des Vaters Schuld relativierte der Umstand, dass in der Gesellschaft immer eine kritische Masse vorhanden sein müsse, um einen Massenmord zu ermöglichen.<sup>432</sup> Für Rolf stand fest: „(...) kein einzelner, nur ein ganzes Volk ist in der Lage, ein ganzes Volk auszulöschen.“<sup>433</sup> Er versuchte seinen Vater vor der großen Masse der „kleinen“ Täter zu verteidigen, die durch die Eliminierung des „größten“ Täters unschuldig werden möchten, und behielt unbekanntes Aufenthaltsort für sich.<sup>434</sup>

Die ganze Welt war hinter meinem Vater her, Millionen kleiner Täter suchten den einzigen, allmächtigen Täter, um selber unschuldig zu sein. Sie würden ihn hängen, ohne ihm eine einzige Frage zu stellen. Ich aber wusste nun, dass er lebte, wo er sich versteckte, und ich war entschlossen, dieses Geheimnis gegen die ganze Welt zu verteidigen.<sup>435</sup>

Im Unterschied zur Mehrheit der Kleintäter oder Mitläufer zeichnete sich des Vaters Einstellung zum Leben dadurch aus, dass es konsequent und beständig war. Dies nötigte dem Sohn sogar Respekt ab; er war bereit, ihm darin zu folgen: „Einen

---

<sup>427</sup> Schneider: Vati, S. 19.

<sup>428</sup> Ebd., S. 20.

<sup>429</sup> Ebd.

<sup>430</sup> Ebd.

<sup>431</sup> Ebd., S. 21.

<sup>432</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 77.

<sup>433</sup> Schneider: Vati, S. 22.

<sup>434</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 77.

<sup>435</sup> Schneider: Vati, S. 23.

*Vorwurf zumindest konnte ich ihm nicht machen. (...) er hat seine Überzeugung niemals geleugnet, (...) in seinen Briefen entdeckte ich nicht die geringste Lücke, in der ein Zweifel hätte Platz finden können.*<sup>436</sup>

Dieser neue Blick auf des Vaters Verbrechen ermutigte Rolf Mengele zur regelmäßigen Korrespondenz mit dem Vater. Er bot sich als „*Freund und Gesprächspartner*“<sup>437</sup> an. Sein Ziel war nun, Hinweise vom Vater zu bekommen, die ihm helfen sollten, ihn zu verstehen und zu verteidigen. Durch diese Korrespondenz entwickelte sich eine Vater-Sohn-Beziehung. Der Vater erteilte Ratschläge, machte Vorwürfe, gab Lektüre-Empfehlungen, kritisierte den Lebensstil und empfahl, eine Familie zu gründen. Die Briefe machten den Vater plötzlich anwesend<sup>438</sup>: „*Es kam so weit, dass ich mich, bei jeder Bewegung eigentlich, von den Augen meines fernen Vaters beobachtet fühlte.*“<sup>439</sup>

In Rolf Mengeles Fall erweist sich die Suche nach dem Vater als sehr stark, so dass er eine Reise nach Brasilien, dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, unternimmt. Die Vatersuche wird von ihm als eine notwendige Anstrengung gegen Bequemlichkeit verstanden, aber auch als Kraftakt gegen Ungewissheit und Unwissen. Er ist bereit, den sinnlosen Monolog zu einem Vater-Sohn-Dialog zu machen.<sup>440</sup> Das Treffen mit dem Vater bringt ihm endlich Erleichterung, wie man es aus dem folgenden Satz entnehmen kann:

„Schön, dass du gekommen bist“, sagte er.  
Kann sein, ich habe genickt. Ja, ich war erleichtert, in diesem Augenblick. Es war, wie wenn man aus einem Alptraum aufwacht, aus einem jahrzehntelangen Selbstgespräch im Park eines Irrenhauses.<sup>441</sup>

Die Anwesenheit des Vaters beruhigt den Sohn. Aber sobald dieser über seine Vergangenheit berichtet und für seine Taten, die er während des Nationalsozialismus begangen hat, keine Reue zeigt, provoziert dies beim Sohn immer mehr Entsetzen und Grauen.<sup>442</sup> Erst schlafend schien Josef Mengele Ruhe auszustrahlen: „*Als ich, auf Zehenspitzen, das Haus betrat, fand ich ihn schlafend auf dem Zementfußboden.*

---

<sup>436</sup> Ebd., S. 29f.

<sup>437</sup> Ebd., S. 23.

<sup>438</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 78.

<sup>439</sup> Schneider: Vati, S. 24.

<sup>440</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 78f.

<sup>441</sup> Schneider: Vati, S. 9.

<sup>442</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 79.



*Das einzige Bett hatte er mir zurechtgemacht. Lange habe ich ihn betrachtet, ich hörte seinen, leisen, gleichmäßigen Atem. Eine große Ruhe ging von ihm aus.*<sup>443</sup>

Ferner wird klar, dass Rolf vor dem wachen Vater Angst hat: *(...) um keinen Preis wollte ich meinen Vater die Augen öffnen sehen.*<sup>444</sup> Rolf will von Beginn seiner Ankunft an, den Augenkontakt mit seinem Vater vermeiden: *„Ich bückte mich nach der Reistasche, eigentlich nur, um ihm nicht in die Augen schauen zu müssen.*<sup>445</sup>

Bei der Umarmung bleibt er relativ neutral, unberührt: *„Warum hätte ich ihn übrigens nicht umarmen können? Tausende von Söhnen haben ihre Väter umarmt, gleichgültig, was diese Väter getan haben mochten.*<sup>446</sup> Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit sind Rolfs erste Reaktionen auf das lang ersehnte Treffen mit dem Vater. Emotionale Kälte charakterisiert die Empfindungen des Sohnes; anders als auf den Fotos ist der Vater ein Fremder, zu dem er keine emotionalen Bindungen hat.<sup>447</sup>

Rolf bringt es auf den Punkt: *„Ich identifizierte ihn als den Mann, von dem man gesagt hatte, dass er mein Vater sei, ich erkannte ihn nicht. Die Fotos ähnelten meinem Vater mehr als der Unbekannte, der vor mir stand.*<sup>448</sup>

Der Sohn tritt in der Rolle eines Rechtsanwalts auf, der auf der Suche nach klärenden Dokumenten und Aussagen ist. Er ist voller Hoffnung, dass er in den Bergen von Notizbüchern endlich auf eine Mitteilung stößt, auf eine Botschaft, die nur für ihn bestimmt ist. Die Vatersuche wird hier gezeigt als Kampf zwischen der Untersuchungsrhetorik des Sohnes und der Verteidigungsrhetorik des Vaters: der Sohn hat ein klares Ziel vor Augen – seine einfühlsame Art will er nur für Zwecke seiner Befragungs- und Verhörstrategie verwenden.<sup>449</sup> Rolf Mengele möchte als Anwalt von Beruf im Einklang mit den Anwaltsmethoden an die objektive Wahrheit über die Schuld des Vaters gelangen. Dabei will er auch sich selbst vom Stigma der verdrängten, ungeklärten Schuld des Vaters befreien. Dies belastet ihn psychisch und sozial: *„Ich wollte ihn stellen, ihn mit dem Recht meines schuldlos schuldbeladenen Lebens zu Fall bringen.*<sup>450</sup> Nur die Wahrheit könnte das Gefühl der vererbten Schuld beseitigen, eine Lüge oder eine Schuldverdrängung könnte sogar

---

<sup>443</sup> Schneider: Vati, S. 50.

<sup>444</sup> Ebd., S. 51.

<sup>445</sup> Ebd., S. 6.

<sup>446</sup> Ebd., S. 7.

<sup>447</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 80.

<sup>448</sup> Schneider: Vati, S. 6.

<sup>449</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 80.

<sup>450</sup> Schneider: Vati, S. 31.

zu einem Vatermord führen: „(...) *ich wollte durch ihn erlöst werden – oder mich und die Welt von ihm erlösen.*“<sup>451</sup> Die Schärfe der Aussagen des Sohnes lässt aber immer mehr nach, und zwar infolge der Rhetorik des Vaters, der direkte Antworten auf Rolfs Fragen vermeidet und das Gespräch auf eine Diskussion über philosophische Grundlagen und Unterschiede der Weltanschauungen schiebt.<sup>452</sup> Die Kulmination bildet die an den Sohn gestellte Gegenfrage: „*Ob ich nicht erkenne, dass man ihn nicht für angebliche Taten, sondern für sein Wissen verfolge!*“<sup>453</sup> Wenn Rolf endlich im Laufe seines Aufenthaltes direkte Fragen, die auf anklagenden Zeugenaussagen basieren, stellt, lehnt der Vater alle Anschuldigungen ab und erklärt, kein Mörder zu sein: „(...) *und dann schwor er, mit den drei erhobenen Fingern der rechten Hand, dass er niemals in seinem Leben einen Menschen getötet, niemals jemandem persönlich etwas zuleide getan habe. ‚Beim Augenlicht deiner Mutter‘, sagte er.*“<sup>454</sup>

Der Sohn glaubt im ersten Augenblick der Aussage des Vaters. Obwohl Josef Mengele sich im direkten Verhör als unschuldig erweist, zeigt er sich schon in weiteren Gesprächen mit Rolf ganz spontan als Rassist, der sich immer noch auf Begriffe wie „Volk“ oder „Rasse“ beruft, und das Böse aufgrund der „*existenziellen Notwendigkeit, aus der ein Volk handle*“<sup>455</sup>, rechtfertigt. Erst die Gratulation zur Wahl der „*rassisch korrekten*“<sup>456</sup> Frau und zur guten genetischen Kombination ruft beim Sohn das Gefühl des Entsetzens hervor; das Gefühl, den Vater zum Schweigen bringen zu müssen, nimmt überhand.<sup>457</sup>

Ich wollte ihn nur zum Schweigen bringen, ihn schütteln, ihn würgen, und ihn endlich einmal zweifeln zu sehen. Ich wollte diese unerträgliche Ruhe aus seinen Gliedern herausrütteln, erschrecken wollte ich ihn, wie man ein Kind erschreckt, indem man es anbrüllt.<sup>458</sup>

Was man dem obigen Zitat entnehmen kann, sind Mordgedanken des Sohnes, der seinen Erzeuger würgen will. Er beschreibt seinen Willen, ihn einmal erschrocken oder zweifeln sehen zu können.

---

<sup>451</sup> Ebd.

<sup>452</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 81.

<sup>453</sup> Schneider: Vati, S. 34.

<sup>454</sup> Ebd., S. 35.

<sup>455</sup> Ebd., S. 39.

<sup>456</sup> Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 81.

<sup>457</sup> Vgl. ebd., S. 81f.

<sup>458</sup> Schneider: Vati, S. 41.

Trotzdem bleibt die Reaktion des Sohnes noch immer undeutlich. Sein Hass wendet sich vom Vater an dessen Opfer und dann von diesen an die bundesdeutschen Agenten und Gerichte, die seinen Vater verhaften sollten. Hätten sie ihn gefasst und dann vor Gericht gestellt, wäre es für den Sohn leichter gewesen, sich endgültig von ihm zu distanzieren. Rolf hätte ihn dann nur auf den bloßen Erzeuger reduzieren können.<sup>459</sup>

Was die Überstellung des Vaters an die bundesdeutsche Justiz angeht, verspricht Rolf dem Vater sogar seinen eigenen Schutz: „*Auf diesem Weg ihn begleiten, ihm jeden Schutz gewähren, Tag und Nacht bei ihm bleiben.*“<sup>460</sup> Erst der nächste Teil der Bekenntnisse des Vaters zu seiner Vergangenheit erregt im Sohn endgültig großen Abscheu. Josef Mengele spottet über die Primitivität und Unwissenschaftlichkeit der Methoden, die in den Konzentrationslagern angewandt worden seien und spricht mit Begeisterung über das Gesetz der Evolution und Selektion<sup>461</sup>, „*das die Starken fördert und die Schwachen rücksichtslos an den Rand drängt.*“<sup>462</sup> Seine KZ-Tätigkeit sieht er im Zusammenhang der Verifizierung seiner wissenschaftlichen Thesen: KZ-Häftlinge waren für ihn unwertes Leben, bloßes Material für medizinische Untersuchungen und Experimente. Für Mengele war der millionenfache Massenmord einfach ein „*Werk der Rassenhygiene*“<sup>463</sup>. Die Bekenntnisse des Vaters erwecken beim Sohn enormen Abscheu. Seine Reaktion ist eine scharfe Verurteilung der Taten und Gedanken des Vaters.<sup>464</sup>

Man muss die mörderischen Gedanken bestrafen, wenn und bevor sie ausgesprochen, wenn und bevor sie gedacht werden. Die größten Verbrechen werden im Namen einer Idee verübt.

Es war aber ein seltsames Brausen in meinem Kopf, ein Befehl, wie mit fremder Stimme gesprochen: Er ist schuldig! Es muss ein Gericht gehalten werden.<sup>465</sup>

### 3.5. Zusammenfassung

Josef Mengeles Sohn Rolf steht in SCHNEIDERS Erzählung vor einer unmöglichen Aufgabe: sich mit dem Vater, dem rassistisch gesinnten Mediziner,

---

<sup>459</sup> Vgl. ebd., S. 42.

<sup>460</sup> Ebd., S. 56.

<sup>461</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 83.

<sup>462</sup> Schneider: Vati, S. 62.

<sup>463</sup> Ebd., S. 65.

<sup>464</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 83.

<sup>465</sup> Schneider: Vati, S. 67f.

auseinanderzusetzen. Vor seiner Reise nach Brasilien erklärt er sich bereit, den Vater trotz allem verstehen zu versuchen.

Sein Besuch in des Vaters neuer Heimat ist leider als misslungen einzustufen. Das Gespräch zwischen Vater und Sohn ist oft durch Aneinander-Vorbeireden gekennzeichnet. Während der Sohn aus des Vaters Mund Reue hören möchte, sieht sich dieser eher in einer Reihe „mit den Märtyrern der Wissenschaft, Giordano Bruno, Darwin und er“<sup>466</sup>. Auf Freundlichkeit und Entgegenkommen des Sohnes reagiert der Vater mit Feindseligkeit und Misstrauen. Hart treffen den Sohn der wissenschaftliche Sarkasmus und die emotionale Kälte. Außerdem hat er Angst vor der Stimme des Vaters, die in ihn eindringt und sich in ihm wiederholt. Von ihr möchte er sich ebenfalls befreien<sup>467</sup>:

Aber vielleicht war es gar nicht die Furcht vor seinem Anblick, die mich schwindlig machte. Es waren die Laute, Wörter, Sätze, die seine Stimme hervorbrachte, es war seine Stimme. Mit der Stimme eines Verschütteten, die sich erst langsam von Staub und Geröll freisprechen muss, hörte ich ihn Sätze bilden, die mir wie Übersetzungen aus einer vergessenen Sprache erschienen.

(...) und plötzlich wusste ich: ich könnte ihm widersprechen, meine Herkunft verleugnen, mein Gesicht umwandeln lassen, aber niemals würde ich mich von dieser Stimme befreien, von diesem ewigen, albern widersprechenden und doch nachäffenden Echo, das aus meiner Brust kommt.<sup>468</sup>

Dass das vorliegende Vater-Sohn-Treffen als misslungen betrachtet werden muss, wird auch daraus deutlich, dass es aufgrund der fehlenden Reue des Vaters keine guten Aussichten für eine gute Vater-Sohn-Beziehung gibt. Für Rolf ist es ausgeschlossen, gemeinsame Werte von seinem Vater auf dessen Nachkommen zu tradieren. Rolf Mengele könnte seinen Kindern über seinen Vater eher mit Hass und Distanzierung, anstatt mit Stolz erzählen.<sup>469</sup>

Der Gedanke des Sohnes, vor dem Vater Selbstmord zu begehen, ist auch Beweis dafür, dass die Suche des Sohnes nach einem liebevollen Vater, der wegen seiner Taten voller Reue ist, als misslungenen gelten kann. „Von nun an suchte ich nach Gelegenheiten, unter seinen Augen und möglichst durch seine Schuld umzukommen.“<sup>470</sup> Als Nachkomme eines emotionslosen, rassistischen Arztes möchte der Sohn selbst aus dem Leben scheiden. Den Abschied auf dem Flughafen bezeichnet Rolf als „kurz und förmlich“<sup>471</sup>. Das ist auch ein Signal dafür, dass keine

---

<sup>466</sup> Ebd., S. 64.

<sup>467</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 84.

<sup>468</sup> Schneider: Vati, S. 31f.

<sup>469</sup> Vgl. Uvanovic: Söhne vermissen ihre Väter, S. 85.

<sup>470</sup> Schneider: Vati, S. 58.

<sup>471</sup> Ebd., S. 80.

emotionale Bindung zwischen Vater und Sohn besteht. Zwei Jahre nach diesem Besuch stirbt Josef Mengele. Der Sohn sieht bei der Wiederkehr in Brasilien, dass auf dem Grabstein ein falscher Name steht und spottet über Vaters letzte Stätte in der Nachbarschaft eines - aus Sicht des Vaters - „*rassisch minderwertigen Menschen*“<sup>472</sup> – eines Japaners.<sup>473</sup>

## 4. Barbara und Arnolt Bronnen – „Die Tochter“

### 4.1. Erzählweise

Im Buch "Die Tochter" von Barbara BRONNEN trifft man auf das Porträt ihres Vaters Arnolt Bronnen (1895-1959), der einst ein bekannter österreichischer Schriftsteller war. Obwohl das obengenannte Buch noch andere Motive aufgreift, kann man feststellen, dass das Interesse der Autorin vor allem auf diese Künstlerpersönlichkeit gerichtet wird, deren Biographie eng mit drei epochalen Erscheinungen in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts verbunden ist: mit der Kunst des Expressionismus, mit dem Nationalsozialismus und mit dem Kommunismus.<sup>474</sup>

Die Recherchen auf den Spuren des Vaters scheinen nur eine Zwischenstation auf der Selbstfindungsreise der Protagonistin Katharina Bebra zu sein. Diese lässt sich aufgrund der Übereinstimmung der biographischen Eckdaten unschwer als die Autorin identifizieren.

Was die Erzählsituation anbelangt, wird dem Leser die Illusion vermittelt, er habe unmittelbar Einblick in das Geschehen, da er wohl vermeint, alles mit dem Blick und mit dem Bewusstsein der jeweils im Handlungszentrum stehenden Figur wahrzunehmen. Außerdem zeigen sich in den Verben der inneren Vorgänge Spuren des Erzählwerdens. Zum Schluss des letzten Kapitels offenbart sich jedoch die Mittelbarkeit des Erzählens.<sup>475</sup>

*„Katharina war unzufrieden, als sie las, wie kalt, wie sehr von außen, sie ihre Mutter angesehen hatte. Warum trug sie das Gefühl einer Entstellung der Mutter in sich?“*

---

<sup>472</sup> Ebd., S. 82.

<sup>473</sup> Vgl. ebd.

<sup>474</sup> Vgl. Gehrke, Ralph: Literarische Spurensuche: Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992, S. 185.

<sup>475</sup> Vgl. ebd.

*Katharina saß vor dem Papier und dachte: (...).*<sup>476</sup> Aus dem oben zitierten Abschnitt lässt sich erkennen, dass Katharina nicht nur die Heldin der Geschichte, sondern gleichzeitig deren Vermittlerin ist. Man hat es mit einer personalisierten Erzählerfigur zu tun, die die anderen Figuren aus ihrer Perspektive darstellt und dem Leser ihre Version der Familiengeschichte erzählt.<sup>477</sup>

Die zentrale Position der Tochter lässt sich bereits aus dem Titel herauslesen. Zu Beginn lernt der Leser eine Katharina kennen, die trotz ihrer vierzig Jahre sich weiterhin für „*ein Kind mit Kind*“<sup>478</sup> hält und immer noch unfähig ist, das Leben einer selbständigen Erwachsenen zu führen. Gleichzeitig ist sie enttäuscht über die Rolle, die die Männer in ihrem Leben einnehmen, von denen sie sich missbraucht fühlt und die von ihr weglaufen, wenn sie Geborgenheit braucht.<sup>479</sup>

Die Biographie des Vaters ist aus der Sicht Katharinas für den Prozess der Selbstfindung insofern bedeutend, als sich in der Erinnerung an ihn ihre Schwierigkeiten mit der Frauenrolle begründen. Durch ihr Vaterbild fühlt sie sich gebunden an „*eine Kette illusionärer Vorstellungen von dem, was eine Frau alles zu sein habe: Die Königin und die Hure und das unschuldige Mädchen und die Hexe – und was nicht: am allerwenigsten die Intellektuelle.*“<sup>480</sup> Sineetwegen ist Katharina unfähig, die Männer richtig einzuschätzen. Im Vordergrund geht es also in diesem Roman mehr um die familiäre Rolle des Vaters, weniger um seine politische Tätigkeit.

In der im Buch inszenierten Abrechnung steht die Mutter ebenso zur Debatte wie der Vater, sie wird für die Minderwertigkeitsgefühle und Ängste ihrer Tochter verantwortlich gemacht.<sup>481</sup> In einem Interview erklärt die Autorin, was sie damit meint: „*Was mich interessiert, (...) sind die verschiedenen weiblichen Ängste und wie sich diese von Generation zu Generation fortpflanzen.*“<sup>482</sup> Mit ihrem Roman habe sie „*versucht zu zeigen, wie man sich aus dem Teufelskreis befreien kann*“<sup>483</sup>.

---

<sup>476</sup> Bronnen, Barbara: Die Tochter. München: Wilhelm Heyne Verlag, 1996, S. 94.

<sup>477</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 186.

<sup>478</sup> Ebd.

<sup>479</sup> Vgl. ebd.

<sup>480</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 142.

<sup>481</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 186.

<sup>482</sup> Interview mit Barbara Bronnen. In: Die Presse: 19/1980, S. 7.

<sup>483</sup> Ebd.

## 4.2. Der Vater: Alfret Bebra privat und seine politischen Tätigkeiten

Die Figur von Alfret Bebra<sup>484</sup> wird aus zwei Blickwinkeln gezeigt: einerseits konzentriert man sich auf sein privates Leben, auf seine Handlungen gegenüber seiner Familie, seiner Frauen, und andererseits wird sein politisches Handeln präsentiert. Beide Seiten des Vaters weisen unterschiedliche Schärfen auf. Während Alfret bezüglich seiner Beziehungen zu Frauen eindeutig als selbstüchtiger Chauvinist und schlechter Vater dargestellt wird, zeigt das Bild des Schriftstellers Bebra aufgrund seiner ganzen Widersprüchlichkeit etwas Fragmentarisches und verdichtet sich kaum zu einem in sich schlüssigen Porträt.<sup>485</sup>

Als privater Mensch erschien der Vater in Katharinas Erinnerung als ein Mann, der sich der Frau und den Kindern meistens „*schreibend entzog*“<sup>486</sup>, also die anderen Familienmitglieder durch seine Abwesenheit verletzte. Auch die beiden Witwen Alfrets, Katharinas Mutter Ada (Hildegard von Lossow) und seine letzte Ehefrau Gisela (Renate Bronnen) waren sich einig, „*dass Alfret Bebra als Alltäglichkeit eine glatte Zumutung war*“<sup>487</sup>. Frauen hatten für Alfret Bebra „*den Gong zu schlagen (...), wenn das Mittagessen bereitet war, und er duldete keine Anrede, ehe er nicht das Wort an die Frau gerichtet hatte.*“<sup>488</sup>

Der Mann, der dem Luxus und sinnlichem Genuss ergeben war, der sich in der Öffentlichkeit gerne mit der Schönheit seiner Frauen schmückte, machte sie zu Hause „*zum Fußvolk seiner selbst*“<sup>489</sup>. In den Augen Adas entpuppte sich Alfret in den eigenen vier Wänden als ein angstvoller Kleinbürger<sup>490</sup>: „*(...) voll Misstrauen und Verletztheit und voller Gesten der Abwehr, die Verantwortung für die Familie von sich weisend.*“<sup>491</sup>

---

<sup>484</sup> So wird Alfret Bronnen im Roman genannt.

<sup>485</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 187.

<sup>486</sup> Ebd.

<sup>487</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 153.

<sup>488</sup> Ebd., S. 144.

<sup>489</sup> Ebd., S. 153.

<sup>490</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 187.

<sup>491</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 145.

Die Familie litt unter seinem Geiz. Katharina fand, „*dass es zu viel war*“<sup>492</sup>, was der Vater Frauen und Kindern geboten hat. Trotzdem konnte sie verstehen, dass bei allen seinen Frauen neben dem Hass sie auch gleichzeitig eine tiefe Sehnsucht nach ihm empfanden. Auch sie konnte ihn am Ende ihrer Recherchen nicht verdammen. Er blieb für die Tochter eine ambivalente Identifikationsfigur, sowohl faszinierend „*als einer, der vom Olymp kam, als auch gefährlich, weil er Übermächtiges forderte*“<sup>493</sup>. Sie hasste und vergötterte ihn zugleich. Sie war auch froh, dass er ihr nie in die Arme gelaufen ist, denn das hätte ihr eine Verwundung zugefügt, wie sie ihre Mutter Ada für ihr weiteres Leben davon getragen hat.<sup>494</sup>

Abgesehen von einigen privaten Geheimnissen hat Barbara BRONNEN zur Erhellung der Biographie ihres Vaters, des umstrittenen Schriftstellers, nichts Neues beizutragen. Sie blieb bei den bekannten Fakten und zitierte sogar einen Ausschnitt der Biographie des Vaters aus dem Lexikon.

Bebra, Alfret, \* 19.8.1895 Wien, + 12.10.1959 Berlin. B., Sohn des Gymnasialprofessors und Schriftstellers August Bebra, hatte schon als Schüler in Wien Kontakte zu deutschnationalen und zionistischen Verbindungen. Er zog 1920 nach Berlin. (...) <sup>495</sup>

Zuerst linker Dramatiker und Freund Bancart Baals (Bertolt Brecht), dann Sympathisant des Nationalsozialismus und Goebbels' Freund, bald aber auch bei den Nazis in Ungnade gefallen, schließt er sich den Kommunisten an und stirbt 1959 als vergessener Dichter in Ost-Berlin. Ratlos findet man Katharina angesichts der spärlichen Informationen aus dem Literaturlexikon, zumal sie an die politischen Aktivitäten ihres Vaters kaum eigene Erinnerungen hatte.<sup>496</sup>

Österreich, das Land ihrer Kindheit war der Ort, an den sie sich kaum erinnern konnte. Das einzige, was sie in ihrem Gedächtnis behielt, war die Zeit in Gamsern (Goisern), wo Alfrets Kontakte zum Widerstand ihn zunächst in Bedrängnis brachten. Ihre Mutter vermittelte ihr den Eindruck, dass Alfret seinen Widerstand auf Kosten der Familie betrieben habe. In den Augen Adas freundete er sich mit Hitler-Gegnern erst an, als der Nationalsozialismus gescheitert war. Private Briefe, die sie der Tochter zeigte, enthüllten ihn als einen überzeugten Nazi („*dass ich ein zuverlässiger*

---

<sup>492</sup> Ebd.

<sup>493</sup> Ebd.

<sup>494</sup> Vgl. ebd., S. 143.

<sup>495</sup> Ebd., S. 137f.

<sup>496</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 188.



nazi bin“<sup>497</sup>) und gaben Zeugnis von seiner Begeisterung über den Überfall auf Polen („dass es ein herrlicher anblick war (...) sie haben gdingen kurz und klein gehackt“<sup>498</sup>).

Rückblickend blieb Arnolt in den Augen Adas „ein Opportunist ohne wirkliche Überzeugungen, der seine politischen Ansichten wechselte, weil man ihm mehr bot“<sup>499</sup>. Private Überlegungen spielten dabei ihrer Meinung nach eine größere Rolle als alles andere. Zu seinem Übertritt in die DDR bemerkte sie: „Ein neues Land, eine neue Frau, ein neues Kind. Aufbau! Wie schön zu vergessen, sich zu trennen. Die Abrechnung mit Sündenböcken wurde in der DDR in einer Blitzaktion abgetan, erledigt, ein für allemal. Er schwor uns ab.“<sup>500</sup>

Mit dieser Aussage erwies sich Ada als die schärfste Kritikerin Alfrets. Was dem Leser unklar ist, ist die Frage nach dem Grund der Verurteilung: ob sie das politische Handeln verurteilte oder ob sie ihren Ex-Mann nur deshalb hart kritisierte, weil er sie einst verlassen hatte.<sup>501</sup>

Da des Vaters Leben aus Katharinas Sicht darauf ausgerichtet war, die Welt „mit einer Vielzahl verwirrender Kennzeichen zu täuschen“<sup>502</sup>, waren in Katharinas Kopf immer wieder verschwimmende Grenzen präsent: zwischen dem realen Vater und „dem seines Bühnenseins“<sup>503</sup>.

Um zu einer Klärung über Vaters Vergangenheit zu gelangen, befragte Katharina eine Reihe von Zeitzeugen. Von diesen Recherchen handeln das siebte Kapitel („Der Wanderer“) und das neunte Kapitel („Der Herr des Südmeers“).

Der Verleger Ralph Roth verglich Katharinas Vater mit einer Theaterfigur von „Alois Grübler“<sup>504</sup> und beschrieb ihn als einen glücklosen Avantgardisten, der immer politische Ideen vertrat, die noch nicht in die Zeit passten, und deshalb stets in Schwierigkeiten geriet.<sup>505</sup>

---

<sup>497</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 257.

<sup>498</sup> Ebd.

<sup>499</sup> Ebd.

<sup>500</sup> Ebd., S. 277.

<sup>501</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 189.

<sup>502</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 126.

<sup>503</sup> Ebd., S. 123.

<sup>504</sup> Gemeint ist „Eiche und Angora“ von Martin Walser. Die Figur mit der Alfret Bebra hier verglichen wird, heißt dort Alois Grübel.

<sup>505</sup> Vgl. Bronnen: Die Tochter, S. 140.

Für den zornigen alten Mann vom Rundfunk, den Ada „Simon“ genannt hatte (Axel Eggebrecht)<sup>506</sup>, war Bebra dagegen ein verantwortungsloser Abenteurer, den er nie gemocht habe, ständig auf Wanderschaft und in Verkleidung, der alles nur der Wirkung wegen getan habe.<sup>507</sup>

Noch schlechter stand er in den Augen des alkohohseligen DDR-Flüchtlings dar, der „unbehaust in Westland“<sup>508</sup> herumirrte. Damals war er einer der Zweifelnden in der DDR gewesen, die Bebra geglaubt hatten, da der vom Westen gekommen war und geschrieben hatte, „unseres sei das bessere Land“<sup>509</sup>. Er beschimpfte Bebra als einen skrupellosen SED-Propagandisten und sah sich zusammen mit anderen „genasführt“<sup>510</sup> von einem, dem er sogar zutraute, Spitzeldienste für den SED-Staat zu leisten.<sup>511</sup>

Eine ganz andere Meinung hatte der österreichische Schriftsteller „Hias“ (Franz Kain), den Katharina in ihrem Kindheitsort aufsuchte, wo ihr Vater 1945 zwei Monate als Bürgermeister tätig gewesen war. Für ihn blieb Alfret Bebra ein Vorbild, das ihn schreiben gelehrt und auch politisch beeinflusst habe. Er habe auch viel Positives für die Gemeinde getan: Wehrmachtsgut beschlagnahmt, den Ort elektrifiziert. Wertvoller als seine Aussagen war für Katharina aber das Tagebuch ihres Großvaters, das ihr Vater einem Freund zur Verwahrung anvertraut hatte und das in ihre Hände übergang.<sup>512</sup> Sie machte sich viele Gedanken, was ihre Vorfahren anging. Sie besuchte das Grab des Großvaters und fragte sich, ob er wirklich ihr Großvater gewesen sei. Sei Auschwitz und Jerusalem wirklich die Heimat ihrer Vorfahren?<sup>513</sup>

Tief beeindruckt zeigte sich Katharina von einer Begegnung mit einem weißhaarigen Philosophen (Ernst Bloch?), den sie ebenfalls auf ihrer Reise durch Österreich traf. Er hatte ein anderes Bild von ihrem Vater als die anderen Zeitgenossen. Alfret Bebra der zwanziger Jahre war aus seiner Sicht ein radikaler Idealist gewesen, ein Wachträumer, der „seine Utopien aus dem dunklen Grund des Meeres heraufholen wollte“<sup>514</sup>. Der Alfret Bebra, den er Ende der fünfziger Jahre in Leipzig wiedergetroffen hatte, schien ihm dagegen jeden Mut zur Innovation verloren zu

---

<sup>506</sup> Die in Klammern gesetzten Namen haben lediglich hypothetischen Charakter.

<sup>507</sup> Vgl. Bronnen: Die Tochter, S. 190f.

<sup>508</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 190.

<sup>509</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 191.

<sup>510</sup> Ebd.

<sup>511</sup> Vgl. ebd., S.191f.

<sup>512</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 190.

<sup>513</sup> Vgl. Bronnen: Die Tochter. S. 197.

<sup>514</sup> Ebd., S. 208.

haben. Er sei zu einem Mann geworden, *„der in gewissem Sinne sogar etwas Serviles hatte“*<sup>515</sup>.

Den letzten, aber gleichzeitig auch den wichtigsten Überlebenden der „alten Kameraden“ Alfrets traf Katharina auf ihrer Reise *„ans Tyrrhenische Meer“*<sup>516</sup>. Die Tochter wurde von den mystischen Kräften, die sie an den mediterranen Stränden zu spüren glaubte, in einen Traum versetzt, in dem ihr ein alter Dichter auf den *„Marmorklippen“*<sup>517</sup> erschien. Die ins Pathetische gesteigerte Sprache und die ganze Breite der Darstellung machen deutlich, dass die Recherche hier ihren Höhepunkt fand. Katharina wurde geradezu von Bewunderung und Ehrfurcht durchströmt, als sie *„der schöne neunzigjährige Weiße“*<sup>518</sup> in seiner verwunschenen Höhle begrüßt<sup>519</sup>: *„Ich begrüß Euch hier bei meinem Altar‘, sagte der Mann. (...) Katharina dankte für die Begrüßung, wobei sie sich zu ihrer eigenen Verwunderung verneigte, als stünde sie vor einem Fürsten.“*<sup>520</sup>

Aus den Worten des alten Dichters lässt sich die Sehnsucht nach dem *„Rausch des Faschismus“*<sup>521</sup> herauslesen, dem er und Alfret Bebra sich einst überlassen hätten und der ihm immer noch wünschenswerter erschien als die demokratische Bundesrepublik: *„Dieses Staatswrack, das zu schwach ist, um mit dem spärlichen Terroristen fertig zu werden“*<sup>522</sup>, sagt der Dichter. Er zeigte Verständnis für die Handlungen seines einstigen Kameraden, den er als romantischen Anarchisten beschrieb, der sein ganzes Leben lang auf der Suche nach dem *„Sinnenglück“*<sup>523</sup> gewesen sei. Alfret Bebras Unglück habe darin bestanden, in jenem Deutschland am falschen Platz gelebt zu haben: *„Alfret Bebra hätte zu den italienischen Faschisten gehört und an die Seite von Dichtern wie d’Annunzio, vielleicht auch an die Front der italienischen KP, später jedenfalls niemals an die Seite einer Kutscherfigur wie Goebbels.“*<sup>524</sup>

Mit Schadenfreude erinnerte er sich an die Störmanöver, mit denen Bebra Kulturveranstaltungen gesprengt habe, die seinem Freund Goebbels nicht ins

---

<sup>515</sup> Ebd.

<sup>516</sup> Ebd., S. 209.

<sup>517</sup> Ebd., S. 210.

<sup>518</sup> Ebd.

<sup>519</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 190.

<sup>520</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 211.

<sup>521</sup> Ebd.

<sup>522</sup> Ebd., S. 213.

<sup>523</sup> Ebd.

<sup>524</sup> Ebd.

nationalsozialistische Konzept gepasst hätten. Alfret Bebras Idee, bei der Uraufführung der Remarque-Verfilmung „Im Westen nichts Neues“ weiße Mäuse loszulassen, hielt er für genial. Ins Schwärmen geriet der alte Dichter, als die Diskussion auf Bebras Frauen kam. Katharina stellte ihm die Fragen nach der ersten Frau Alfrets, Vera<sup>525</sup>, die ebenfalls eine Bekannte von Goebbels gewesen war. Der Greis bezeichnete sie als „schöne Hure“<sup>526</sup>, die ihre Röcke hochgehoben und gefragt habe, wie man sie finde. Während sie mit Alfret verheiratet war, hatte sie auch eine Affäre mit Goebbels gehabt. Kurz darauf habe sie Selbstmord begangen, man habe aber nicht gewusst aus welchen Gründen, meinte der Dichter. Danach ist Katharinas Mutter Ada gekommen, die in den Augen des Dichters „die schönste Blondine in Berlin“<sup>527</sup> gewesen war.<sup>528</sup>

Der Gesamteindruck, der sich aus den Zeugenaussagen ergibt, korrespondiert nicht mit dem Bild, das Literaturkritiker und Germanisten vom Leben des Arnolt Bronnen entwerfen. Zusammenfassend steht Alfret Bebra im Roman positiver da als der Schriftsteller Bronnen in den Forschungsarbeiten zu seiner Biographie.<sup>529</sup>

Es lässt sich die Frage stellen, ob man Alfret Bebra vollkommen aus der Verantwortlichkeit seines politischen Handelns entlassen könne, wie es seine Tochter im Roman tut: „*Es war ein Vater, der so chaotisch gewesen war wie seine Zeit und der deshalb nie so eindeutig hatte sein können, wie sie es von ihm gefordert hatte.*“<sup>530</sup>

---

<sup>525</sup> Gemeint ist Arnolt Bronnens erste Ehefrau Olga Schkarina (mit dem deutschen Adoptivnamen Förster), die sich 1935 das Leben nahm.

<sup>526</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 214.

<sup>527</sup> Ebd.

<sup>528</sup> Vgl. ebd.

<sup>529</sup> Nach seinem Tod am 12.10.1959 geriet Arnolt Bronnen zunächst in Vergessenheit. Die damaligen Nachrufe glichen im Westen bösen Kommentaren und verrieten in der DDR unterkühlte Distanz (vgl. München: 1985, S.252, Anm. 5). Mit dem wiederauflebenden Interesse an seiner Biographie, das im Wesentlichen durch Hans Mayers Neuausgabe seiner Werke (1977, 1978) angeregt wurde, fielen die Beurteilungen zwar differenzierter, aber deshalb nicht unbedingt positiver aus. Harald Kaas greift in seinem polemischen Aufsatz Tucholskys Verdikt vom „faschistischen Piccolo“ auf und bezeichnet Bronnen als „eine der seltsamsten, opportunistischsten und moralisch fragwürdigsten literarischen Existenzen unseres Jahrhunderts“ (Kaas: 1980, S. 136). Horst Denkler erhärtet den Faschismusverdacht in seinem Aufsatz zum „Sonderfall Bronnen“ mit Hilfe der von Theweleit entwickelten psychosozialen Kategorien (vgl. Denkler: 1982, S. 103ff.). Ursula Münch kommt in ihrer Monographie zum „Weg und Werk Arnolt Bronnens“ in einer äußerst vorsichtig abwägenden Argumentation zu dem Schluss, dass „bei allem Verständnis für die Irrungen eines Suchenden, ein Mangel im Menschlich-Moralischen festzustellen“ bleibe (München: a.a.O., S. 255).

<sup>530</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 219.

Schon die Stelle, an der man von Katharina erfährt, dass sie Alfrets Lebensgeschichte nicht als ein „gefälschtes Protokoll eines unverbesserlichen Vertuschers“<sup>531</sup> ansieht, sondern „ein theatrales Leben, wo alles in der Schwebe bleibt, das Leben als Bühne oder Gerichtssaal, und er lässt sich immer wieder zur Ordnung rufen, lässt Einsprüche zu, ohne in seinem vorgefertigten, ehrlich gemeinten Lebenslauf innezuhalten“<sup>532</sup>, erhärtet noch den Verdacht, dass es gar nicht um eine kritische Auseinandersetzung mit der Vaterbiographie geht, sondern eine Rehabilitierung beabsichtigt ist. Keinesfalls lässt sich das positive Bild des Vaters, das die Tochter in ihrem Kopf hat, mit den Ergebnissen ihrer Befragungen begründen. Ihr Urteil über den Vater beruht auf Intuition. Dahinter steht noch der unausgesprochene Glaube an eine geheime Ordnung der Dinge, die das menschliche Handeln bestimme.<sup>533</sup>

### 4.3. Die Tochter – die Hauptfigur und ihr Verhalten

„Katharina Bebra, 40, Dr. phil., Journalistin, Schriftstellerin, geschieden von einem Schriftsteller, ein lediges Kind.“<sup>534</sup> So wird unsere Heldin am Anfang des Buches neben ihrer Großmutter Martha und Mutter Ada dargestellt. Ihr Verhalten wird grundsätzlich von zwei Determinanten bestimmt: einerseits von dem jeweils ambivalenten Verhältnis zu Vater und Mutter, andererseits von Beziehungen zu Männern, die durch Katharinas Verunsicherung geprägt werden.

Aus der Beziehung zu ihrem Vater zeigen sich folgende Folgen in ihrer Persönlichkeit: „ihre Zügellosigkeit und Ungebundenheit einerseits, ihre Sehnsucht nach einer dauerhaft innigen Beziehung mit einem Mann, nach Schutz und Sicherheit andererseits.“<sup>535</sup>

Obwohl der Vater nicht mehr in Katharinas Leben präsent ist, spielt er trotzdem eine große Rolle. Als Idealgestalt gewinnt er sogar möglicherweise größeren Einfluss als andere Familienmitglieder aus ihrer Umgebung. Als die Zügellose und ins

---

<sup>531</sup> Ebd., S. 200.

<sup>532</sup> Ebd.

<sup>533</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 192.

<sup>534</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 19.

<sup>535</sup> Ebd., S. 93.

Familiengefüge nicht Einzuordnende habe sie beängstigende Ähnlichkeit mit Alfret, stellt die Autorin fest. Auf der anderen Seite behält die Mutter-Tochter-Beziehung ihren Status „*der zentralen Achse einer psycho-sozialen Vererbung, über die äußere Verhältnisse zur innerseelischen Struktur werden.*“<sup>536</sup> Wenn man berücksichtigt, dass die Mutter nach der Scheidung vom Vater alle ihre Wünsche und Bedürfnisse auf die Tochter projiziert hat, lässt sich beobachten, in welche inneren Konfliktsituationen Katharina unter dem Einfluss der vom Vater-Über-Ich geprägten Ideale und den Forderungen der Mutter geraten kann. Indem sie sich auf die Suche nach der Identität des Vaters begibt, hofft sie, ein Stück Identität zu gewinnen. Indem sie die ehemaligen Kameraden des Vaters befragt, kommt sie dem Vater, den sie vorher nicht kannte, immer näher. Dadurch gewinnt sie ein neues Ich.<sup>537</sup>

Katharina schläft „*in dem riesigen Mahagonibett, in dem ihr Vater sie gezeugt hatte*“<sup>538</sup>. Dieses Bett steht als Symbol für die Vatermacht, für den Mann, der immer noch in ihrem Leben herumgeistert. Katharinas Männerprobleme und ihr Bedürfnis und Wunsch, als Schriftstellerin Anerkennung zu finden, lassen sich auf Vaters Einfluss und ihre problematische Liebe zu ihm zurückführen. Die Abweisung und der Mangel an Zuwendung und Lob väterlicherseits trieben die Tochter schon früh zu immer neuen Annäherungsversuchen: „*Sie aber wollte schreiben, anerkannt werden von ihm, und so, unmerklich, wurde ihre Liebe zur Literatur eine narzisstische, wurden Bücher für sie zu Objekten ihrer Lust.*“<sup>539</sup>

Das Ergebnis der Recherchen führt zur positiven Identifikation mit dem Vater. Es fängt mit der Wut an, Katharina bezeichnet den Vater noch als einen „*Schreibtischtäter*“<sup>540</sup>, sie schimpft.

Der Vater, der schrieb und sich schreibend entzog, ein Schreibtischtäter, dem sie ihre ersten Gedichte zueignete und überreichte, atemlos, wobei sie schamvoll das Zimmer verließ, wartete, auf ein Lob wartete. Oder später seine Briefe, als er längst eine andere Familie hatte und ein Brief für die Überquerung der deutsch-deutschen Grenze zehn Tag brauchte, ehe sie, endlich, das Kuvert aufreißen konnte.<sup>541</sup>

Von dieser Reaktion ist am Ende jedoch nichts zu spüren, denn sie nimmt den Vater in Schutz. In dem Moment, als sein Name von einem DDR-Flüchtling beschimpft

---

<sup>536</sup> Franck, Barbara: Mütter und Söhne. Gesprächsprotokolle mit Männern. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1983, S. 37.

<sup>537</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 198.

<sup>538</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 18.

<sup>539</sup> Ebd., S. 57.

<sup>540</sup> Ebd., S. 56.

<sup>541</sup> Ebd.

wird, wird Katharina rot vor Wut. Sie glaubt dem Mann kein Wort. Sie versteht nicht, wie man von ihrem Vater schlecht reden könne. Lediglich opfert sie den privaten Vater – der als Ehemann und Familienvater sich vor das strenge Gericht der Frauen stellen muss, um den Schriftsteller Alfret Bebra zu rehabilitieren. Indem sie das Bild des Schriftstellers durch ihre Recherchen reinigt und restauriert, versucht sie gleichzeitig, das Bild des Vaters, das sie in ihrem Kopf hat und das in hohem Maße von der positiven Identifikation mit dem Dichtervater getragen wird, zu sichern.<sup>542</sup>

Es gibt im Roman viele Hinweise darauf, dass Katharina und Alfret viel Gemeinsames haben.

- Sie wählt den „*Beruf, der sie an ihm so faszinierte*“<sup>543</sup>.
- Alfrets Image des Frauenhelden und des Mannes, der Luxus und sinnlichem Genuss ergeben ist, findet seine Entsprechung in Katharinas „*Mätressensehnsüchten*“<sup>544</sup> und ihrer Sucht nach dem „*Begehren der Männer*“<sup>545</sup>.
- Ihre Abneigung gegen Amerikaner führt sie auf die Amerika-Feindlichkeit ihres Vaters zurück.
- Der Vater wird von seiner Tochter als der Mann gesehen, der die Verwandlung liebte – sie selbst präsentiert sich gern als *Femme fatale*, verkleidet in einem „*schleirigen Putz*“<sup>546</sup> <sup>547</sup>.

Während die anderen Familienmitglieder von einer „*beängstigenden Ähnlichkeit*“<sup>548</sup> zwischen Katharina und ihrem Vater sprechen, sieht sie es eher als ein Erbe, das sie antreten will.<sup>549</sup>

Die Ängste, die sie am Anfang ihrer Reise in des Vaters Vergangenheit begleiten, die Zweifel, „*ob es für sie je machbar sein würde, sich mit dem Erbe, das sie in sich aufspürte, selbstironisch abzufinden*“<sup>550</sup>, verschwinden, als sie das Reiseziel erreicht. Sie fühlt sich vor der Begegnung mit dem Dichter *auf den Marmorklippen* dem Vater schon nah, so scheint ihre Verbundenheit am Ende der Recherchen noch gewachsen zu sein.<sup>551</sup>

---

<sup>542</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 199.

<sup>543</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 124.

<sup>544</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 199

<sup>545</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 112.

<sup>546</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 199.

<sup>547</sup> Ebd.

<sup>548</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 92.

<sup>549</sup> Vgl. ebd., S. 93.

<sup>550</sup> Ebd., S. 55.

<sup>551</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 200.

Sie trug einen neuen, unbekanntem Vater in sich, mit dem sie sorgsam umzugehen hatte, damit er nicht entzweibrach, bevor er geboren wurde. Es war ein Vater, der so chaotisch gewesen war, wie seine Zeit und der deshalb nie so eindeutig sein können.<sup>552</sup>

An dieser Stelle lässt sich feststellen, dass Katharina ihren Vater zu rechtfertigen versuchte. Alles, was er in seinem Leben falsch gemacht hatte, hatte einen einzigen Grund gehabt: die Zeiten, in denen er lebte waren so chaotisch, dass er nicht anders handeln konnte.

#### 4.4. Antisemitismus als Vatermord

Eine markante Note dieser Vaterbiographie liegt darin, dass der dem Nationalsozialismus verpflichtete Schriftsteller Alfret Bebra jüdischer Herkunft war. Dies stellte sich als Hindernis für eine erfolgreiche Karriere unter den Nazi heraus, deshalb hatte er dieses Problem durch eine Unehelichkeitserklärung aus der Welt zu schaffen versucht. An diesen „Vatermord“<sup>553</sup> erinnerte sich Ada mit Empörung: *„Wie konnte er das nur tun? Seinen jüdischen Vater verleugnen, seine Mutter zur eidesstattlichen Erklärung zwingen, dass er ein uneheliches arisches Kind war, seine Eltern entwürdigenden Schädelmessungen aussetzen.“*<sup>554</sup>

Im Gespräch mit ihrer Tochter versuchte die Mutter später das Verhalten ihres Ex-Mannes mit seiner damaligen Existenzangst zu erklären. Allerdings plagten sie Bedenken, wenn sie daran dachte, welche Folgen andere davon tragen mussten.

Die Tochter vermied es, den Vater zu verurteilen, auch wenn eine der Befragten (Schiach Mariann) bestätigte, dass Alfret seinen Vater mit der Klage in höchste Gefahr gebracht hatte. Katharina suchte nach Erklärungen für die Motive, die den Vater dazu bewegen konnten, und fand sie im Tagebuch des Großvaters. Dieses beinhaltete Informationen, die in Katharinas Augen den Vaterhass Alfrets erklärten.<sup>555</sup>

---

<sup>552</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 214.

<sup>553</sup> Bronnens erstes Drama „Vatermord“ (1920) ist eine Abrechnung mit der kleinbürgerlichen Welt der Väter der wilhelminischen Zeit. Obwohl die Vaterfigur in dem Stück im Gegensatz zu Bronnens wirklichem Vater, dem Gymnasialprofessor Dr. Ferdinand Bronner, weder gebildet noch Jude ist, kommt hier doch Bronnens eigener Hass auf den Vater zum Ausbruch.

<sup>554</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 88.

<sup>555</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 202f.



Sein Werdegang hinterließ in Katharina für keinen Augenblick Zweifel, dass der Großvater in sich all jene ungeheuerlichen Eigenschaften entwickelt hatte, die ihn zur typischen, dem Sohn verhassten autoritären Professorengestalt machten und dass Alfrets Kindheit in der Tat entsetzlich gewesen war.<sup>556</sup>

Deshalb entschuldigte sie zwar nicht die Abstammungsklage, jedoch kam sie zur Überzeugung, dass *„am Jugendmord Alfrets das psychische Lebensdilemma ihres Vaters deutlich [wurde]“*<sup>557</sup>.

Nach dem Krieg scheint die ganze unangenehme Vergangenheit der Familie erfolgreich verdrängt worden zu sein, und die durch Katharinas Recherchen erweckten Erinnerungen führten nur zur posthumen Rechtfertigung. Was unerklärt blieb, war, dass sich hinter Alfrets Elternverleugnung vielleicht auch der Antisemitismus verbarg.

Zwar wirkte Katharina am Ende erleichtert, endlich Gewissheit zu haben, dass Auschwitz und Jerusalem die Heimat ihrer Vorfahren waren, ob sie sich aber der Bedeutung dieses historischen Vermächtnisses wirklich bewusst war, bleibt fraglich<sup>558</sup>, wenn man liest, dass sie *„ihre Schlagfertigkeit beim Handeln auf ihr jüdisches Restblut [zurückführte]“*<sup>559</sup>.

## 4.5. Zusammenfassung

Die inhaltliche Analyse hat gezeigt, dass die Porträts des Vaters und der Mutter das Handeln der Hauptfigur – Katharina beeinflussen. Hinsichtlich der Figur der Tochter ist aufgefallen, dass sie ihrem Vater charakterlich sehr ähnlich ist.<sup>560</sup>

Das Porträt der Mutter entwirft Katharina mit den einfachsten erzählerischen Mitteln. Die Figur stellt sie als Opfer dar. Die Vermittlung des Vaterporträts ist nicht so leicht zu analysieren, da hier *„verschiedene Kunstmittel zusammenwirken“*<sup>561</sup>. Ähnlich wie bei der Mutter wird die Biographie des Vaters durch entsprechende Kommentare in ein besseres Licht gerückt. Die Tochter begibt sich außerdem auf die Suche nach Zeitzeugen, die ihr helfen sollen, die Wahrheit über den Vater zu erfahren. *„Durch*

---

<sup>556</sup> Bronnen: Die Tochter, S. 198.

<sup>557</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 203.

<sup>558</sup> Vgl. ebd.

<sup>559</sup> Ebd.

<sup>560</sup> Vgl. Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 203.

<sup>561</sup> Ebd.

eine dezidierte Auswahl und ungleiche Gewichtung der Aussagen entsteht insgesamt der Eindruck, als sei der Schriftsteller Alfret Bebra ein an unglücklichen Zeitumständen schuldlos Gescheiterter.“<sup>562</sup> Die Mehrheit der Befragten stellt ein positives Bild von Alfret dar. Für diejenigen, die ihn kritisieren (z.B. der DDR-Flüchtling oder Simon) findet Katharina kein Verständnis. Sie wird sogar wütend, als ihr Vater beschuldigt wird, Spitzeldienste für den SED-Staat geleistet zu haben. Bei Aussagen, die ihren Vater im negativen Licht zeigen, versucht sie ihn zu rechtfertigen. Sie duldet keine Kritik, was ihren Vater angeht. Deshalb ist sie auch so froh, wenn sie auf ihrem Weg auf *Hias* oder den weißhaarigen Philosophen trifft. Sie bestärken Katharina in ihrer Überzeugung, dass ihr Vater ein *romantischer Anarchist* gewesen sei, der sein ganzes Leben lang auf der Suche nach dem *Sinnesglück* gewesen sei und dessen Unglück darin bestanden habe, am falschen Platz gelebt zu haben.<sup>563</sup>

Zu großen Teilen wird Barbara BRONNENS Vaterporträt von Material aus dessen Autobiographie („Protokoll“) getragen. Der Aussagewert dieser Autobiographie ist allein deshalb zweifelhaft, da sich der Vater „aus der Verantwortlichkeit herausschreiben will“<sup>564</sup>. Die im Roman zitierten Aussagen stammen oft von Arnolt Bronnen selbst, obwohl sie den anderen Romanfiguren zugeschrieben werden.

### III. Die dritte Generation meldet sich zu Wort

Mit dem Ableben sowohl der Überlebenden des Holocausts wie auch der letzten aktiv am Zweiten Weltkrieg Beteiligten sind kaum noch Zeitzeugen greifbar. Dies hat dazu geführt, dass die persönlichen Erinnerungen an den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg für die nachfolgenden Generationen veröffentlicht werden. Infolge des aktuellen Generationswechsels wird das Gedenken an die Opfer und Täter des Nationalsozialismus auch von Vertretern der sogenannten dritten Generation als Verpflichtung angesehen. Weil die Angehörigen dieser Generation erst Jahrzehnte

---

<sup>562</sup> Ebd., S. 204.

<sup>563</sup> Vgl. Bronnen: Die Tochter, S. 213.

<sup>564</sup> Gehrke: Literarische Spurensuche, S. 204.

nach dem Krieg geboren und in Sicherheit und Wohlstand aufgewachsen sind, wird ihnen oft das Recht auf Beurteilung des Krieges und Völkermordes abgesprochen.<sup>565</sup> Meike HERRMANN ist der Meinung, dass damit die Erinnerung an den Holocaust und den Krieg langfristig am Leben erhalten werden könne, die Präsenz der dritten Generation in der literarischen Erinnerungsarbeit von großer Bedeutung sei. Die dritte Generation könne den literarischen Diskurs um eine neue Perspektive bereichern, die oft belasteten intergenerationellen Beziehungen aus der Perspektive der jüngsten Nachkommen schildern und Einblicke in die Mechanismen der Weitergabe von Traumata und Schuldgefühlen verschaffen.<sup>566</sup>

## **1. Katrin Himmler – „Die Brüder Himmler“**

### **1.1. Anregungen, über die Familiengeschichte zu schreiben**

Katrin HIMMLER ist eine der Personen, die in der vorliegenden Arbeit die Enkelgeneration der Nazi-Täter repräsentieren. Sie hat, 1967 geboren, die Nazi-Zeit selbst nicht erlebt. Heinrich Himmler, ihren Großonkel konnte sie nie kennenlernen, da er noch im Jahre 1945 in britischer Gefangenschaft Selbstmord beging. Trotzdem war er in der Familie immer präsent. Erstens durch den gemeinsamen Familiennamen, zweitens durch den Grad der Verwandtschaft, obwohl sie nicht in direkter Linie von ihm abstammt. Heinrich Himmler hatte einen älteren und einen jüngeren Bruder. Der jüngere, Ernst Himmler, war der Großvater von Katrin HIMMLER. Er war auch derjenige, den sie nie kennenlernte, da er auch unter ungeklärten Umständen in 1945, wahrscheinlich durch Selbstmord, starb.

Was das Verbrechen von Heinrich Himmler angeht, wurde es nie in der Familie verleugnet, im Gegenteil, es wurde darüber viel gesprochen.<sup>567</sup>

Katrin HIMMLER ist lange der Frage nach der Familiengeschichte ausgewichen. Als sie fünfzehn war, wurde sie von einem Mitschüler im Geschichtsunterricht gefragt, ob

---

<sup>565</sup> Vgl. Ewers, Hans-Heino/Gremmel, Caroline: Auf Spurensuche in der Großelterngeneration. In: Ewers, Hans-Heino /Mikota, Jana /Reulecke, Jürgen / Zinnecker, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten, S. 125.

<sup>566</sup> Vgl. ebd., S. 126.

<sup>567</sup> Vgl. Gruber, Georg: Spurensuche in der Familie Himmler. Hier nach: <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/453775/> (Stand: 02.07.2012).

sie mit Heinrich Himmler verwandt sei. Sie bejahte, mit einem Kloß im Hals. Sie fühlte sich mitschuldig für das, was ihr Großonkel getan hat. Sie wusste Bescheid, wer Heinrich Himmler war, da seine Schuld an Verbrechen in der Familie nie verschwiegen wurde. Sie hatte Kenntnis von der Vernichtung der europäischen Juden und der Ermordung von Millionen anderer. Sie beschäftigte sich von Kind auf mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Dabei wurde sie von ihren Eltern unterstützt, die sie mit Büchern über die NS-Zeit versorgten. Sie identifizierte sich mit den Verfolgten, über deren Schicksal sie so viel gelesen hatte. Sie schämte sich für alles, was ihr Großonkel im "Dritten Reich" angestiftet hatte. Sie schämte sich ihres Familiennamens, weil dieser Name mit dem „Jahrhundertmörder“<sup>568</sup> assoziiert wurde. Sie fühlte sich oft auf unerklärliche Weise schuldig.<sup>569</sup>

Die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte wurde zum zentralen Thema für Katrin HIMMLER und hat dazu beigetragen, dass sie sich dazu entschloss, Politologie zu studieren. Was ihre eigene Familiengeschichte angeht, vermied sie es, sich damit zu befassen. „*Um meine eigene Familie machte ich dabei stets einen Bogen*“<sup>570</sup>, stellt sie heute fest.

Der Anstoß, sich der eigenen Geschichte zu widmen, kam zufällig, als ihr Vater sie bat, in Berlin nach Akten über seinen Vater Ernst Himmler im Bundesarchiv zu forschen. Der jüngste der drei Brüder war für sie bis dahin Ingenieur und der Leiter des Reichsrundfunks Berlin gewesen, ein eher unpolitischer Mensch. So wurden er und sein ältester Bruder Gebhard immer nur als Mitläufer dargestellt, die nie mit dem Nationalsozialismus zu tun gehabt hätten.<sup>571</sup>

Bei der Akteneinsicht stellte sich heraus, dass die meisten in der Familie kursierenden Erzählungen nicht mit dem Inhalt der Akten übereinstimmten. Was sie erfuhr, war für sie erschreckend. Ihr Großvater Ernst Himmler war „*ein früh überzeugter Nationalsozialist, der im Gegenzug für die Karrierehilfe durch Heinrich dem Reichsführer SS Handlangerdienste leistete*“<sup>572</sup>. Auch die Eltern der drei Himmler-Brüder wurden zu begeisterten Nationalsozialisten, als sie erfuhren, dass sie dank Heinrichs hoher Machtposition im "Dritten Reich" Vorteile und Privilegien erlangen konnten. Danach machte sich Katrin auf den Weg nach Polen und Israel

---

<sup>568</sup> Himmler, Katrin: Die Brüder Himmler. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2007, S. 11.

<sup>569</sup> Vgl. ebd.

<sup>570</sup> Ebd.

<sup>571</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>572</sup> Ebd.

voller Hoffnung, auch in diesen Ländern, die so eng mit der deutschen Geschichte, aber auch mit ihrer eigenen verbunden sind, auf Spuren ihrer Vorfahren zu stoßen. Dabei hatte sie immer Angst zu erfahren, dass die Schuldverstrickung ihrer Vorfahren, vor allem ihres Großvaters, größer gewesen sein könnte, als man glauben möchte.<sup>573</sup>

Erst fünf Jahre nach Beginn ihrer Beschäftigung mit der Familiengeschichte stieß sie in ihrem Elternhaus auf Dokumente, Zeugnisse und Briefe, die für ihre Recherchen wertvoll waren. Sie fand eine Mappe, aus der sie erfuhr, dass ihre Großmutter, die sie *„noch gekannt und sehr geschätzt hatte“*<sup>574</sup> immer noch nach 1945 zur Gruppe der alten Nationalsozialisten gehört hatte. Diese Entdeckung war für sie sehr schmerzlich.<sup>575</sup>

Nach dem ersten Kontakt mit den Akten ihres Großvaters brauchte sie drei Jahre, um das, was sie zu sehen bekommen hatte, zu verarbeiten. Sie war sich sicher, dass diese Familiengeschichte, die auch die ihre war, sie nicht mehr loslassen würde. Kurz danach wurde sie auch Mutter eines Sohnes, der eine schwere Erblast zu übernehmen hat: sein Vater ist Mitglied einer jüdischen Familie, die in der Vergangenheit vom Großonkel seiner Mutter verfolgt worden war. Dabei wurde Katrin HIMMLER klar, dass sie ihrem Kind die Familiengeschichte auf eine Weise überliefern wollte, die nichts mit den in der Familie kursierenden Legenden zu tun hatte.

Diese Absicht gab ihr den Anstoß, ein Buch zu schreiben, das ihre Familiengeschichte behandeln würde. Dabei war die Rolle ihres Vaters entscheidend, der sie zum Nachforschen über ihre Vorfahren veranlasst hatte.<sup>576</sup>

## 1.2. Erzählweise

In ihrem Buch „Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte“ erzählt Katrin HIMMLER entlang persönlicher Dokumente, Briefzeugnisse, Tagebuchaufzeichnungen, Akten und Prozessberichte, wissenschaftlicher Analysen,

---

<sup>573</sup> Vgl. ebd., S. 13.

<sup>574</sup> Ebd.

<sup>575</sup> Vgl. ebd.

<sup>576</sup> Vgl. ebd., S. 14.

Gespräche mit Familienangehörigen die Geschichte ihrer Familie. *„Es sind Porträts der verschiedenen Familienmitglieder, die sie auf der linearen Zeitachse entwirft – von den Urgroßeltern, den Großeltern und Großonkeln Heinrich und Gebhard Himmler, Schwager und Schwägerin und Kindern.“*<sup>577</sup> Durch das Kaiserreich und dessen Zusammenbruch, die Zeit der Weimarer Republik, Hitlers Machtergreifung und durch die Nachkriegszeit hindurch stellt sie die verschiedenen Lebensläufe dar. Katrin HIMMLER benutzt verschiedene Quellen in ihrem Buch. Ihr Abenteuer mit der Familiengeschichte fängt im Bundesarchiv in Berlin an, als ihr Vater sie gebeten hatte, nach Akten zu forschen. Kurz danach stößt sie auch in ihrem Familienhaus auf ein Konvolut von persönlichen Dokumenten, Tagebüchern, Briefen, Notizen und Fotoalben. Alle diese Quellen d.h. private und öffentlich-gesellschaftliche Zeugnisse werden *„konterkariert“*<sup>578</sup> und mit den wissenschaftlichen Untersuchungen der Historiker und Politikwissenschaftler verflochten.<sup>579</sup> Dadurch entsteht eine Familiengeschichte mit einem großen Geschichtspanorama.

Katrin HIMMLER beschreibt die familiären Beziehungen sehr nüchtern und distanziert, abgesehen von der persönlich gehaltenen Einleitung und dem Schluss. Dadurch liest sich das Buch eher wie eine wissenschaftliche Studie, auch wenn die Autorin an einigen Stellen in die Ich-Perspektive wechselt.<sup>580</sup> Dabei beschreibt sie oft ihre Eindrücke und Gefühle, wenn sie auf neue Entdeckungen bezüglich der Familiengeschichte stößt: *„Zwanzig Jahre später lese ich nun diese Erzählung noch einmal und bin genauso beunruhigt wie mein Vater damals.“*<sup>581</sup>

Dies wird größtenteils im Anfangs- und im Schlusskapitel beschrieben. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass Katrin HIMMLER in diesem Buch nicht ihre eigene, sondern die Geschichte der Familie Himmler erzählen will.

Die persönliche Auseinandersetzung der Ich-Erzählerin mit den Verbrechen der Verwandten und Vorfahren bleibt auf das Eingangs- und das Schlusskapitel beschränkt. Hier findet man auch *„die Verfahren des Erinnerns“*<sup>582</sup>, die unterschiedlich thematisiert werden: das psychoanalytische, das „von

---

<sup>577</sup> Ariane Eichenberg: Familie-Ich-Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane. Göttingen: V&R Unipress 2009, S. 144f.

<sup>578</sup> Ebd., S. 144.

<sup>579</sup> Vgl. ebd.

<sup>580</sup> Gruber: Spurensuche in der Familie Himmler.

<sup>581</sup> Himmler: Die Brüder Himmler, S. 31.

<sup>582</sup> Eichenberg: Familie-Ich-Nation, S. 145.

*transgenerationellen Traumata ausgeht*<sup>583</sup>, das neurobiologische und sozialpsychologische, das voraussetzt, dass „es verschiedene Versionen von Geschichte gibt“<sup>584</sup>.

Die Erzählerin gibt die Ereignisse wieder, indem sie sie oft in Gegengeschichten umwandelt, die die verbrecherische Verstrickung Heinrich Himmlers unterstreichen sollen. Die folgende Passage über die Geburt des Sohnes von Heinrich Himmler und dessen Geliebter Hedwig Potthast kann das sehr gut illustrieren:

Hedwigs Sohn wurde in der Klinik Hohenlychen geboren. (...) Der leitende Arzt und oberste SS-Kliniker, Prof. Karl Gebhardt, ein Schüler Sauerbuchs und Jugendfreund von Heinrich Himmler, führte von August 1942 bis August 1943 im nahe gelegenen Frauen-KZ Ravensbrück grausame „medizinische“ Experimente an polnischen Häftlingen, durch, für die er vom Nürnberger Tribunal später mit dem Tode bestraft und hingerichtet wurde. (...) Am 15. Februar 1942 half er Hedwigs Sohn auf die Welt und wurde sein Pate. Es war eine schwere Zangengeburt, das Kind wog stattliche neun Pfund.<sup>585</sup>

Katrin HIMMLER verzichtet auf eine erzählerische Verortung gegenüber den Ereignissen und auf jeden Kommentar. Sie versucht die Tatsachen für sich sprechen zu lassen. Distanz erzeugt sie auch, indem die Gefühle der Figuren nur gelegentlich zum Ausdruck kommen.<sup>586</sup>

Und wie ertrug Marga Heinrichs Verhältnis mit Hedwig? Sie war erbittert über Heinrichs „Lösung“ ihrer Eheprobleme, spielte jedoch um der Tochter Willen mit. „Auf nichts kann man sich freuen. Alles für mein Kind will und muss ich ertragen“, trug sie am 6. September 1943 in ihr Tagebuch ein. Marga hing immer noch an Heinrich, der sich auch weiterhin um sie und die gemeinsame Tochter kümmerte.<sup>587</sup>

Die Autorin vermeidet jede Verschmelzung oder Identifikation mit den Figuren der Vergangenheit, sie geht auch nicht in die Figuren hinein, obwohl sie ins private Leben ihrer Vorfahren hineinblicken kann. Ihr Bericht bleibt nüchtern und distanziert.

---

<sup>583</sup> Ebd.

<sup>584</sup> Ebd.

<sup>585</sup> Himmler: Die Brüder Himmler, S. 239f.

<sup>586</sup> Vgl. Eichenberg: Familie-Ich-Nation, S. 147.

<sup>587</sup> Himmler: Die Brüder Himmler, S. 242.

### 1.3. Die Himmlers – eine Familiengeschichte

Den Ansporn, über die eigene Familiengeschichte nachzudenken und nachzuforschen, gab der Autorin auch das Buch „Der Vater eines Mörders“. Sein Autor Alfred Andersch besuchte das humanistische Wittelsbacher-Gymnasium in München, an dem Gebhard Himmler sen., der Vater der drei Brüder, Direktor war. Er wurde vor dem „alten Himmler“ gewarnt, da *„[er] gefährlich sei, schwarz bis in die Knochen, ein Karriere-Macher, der in München zur Creme gehören wolle“*<sup>588</sup>. Andersch wurde von Himmler vor der gesamten Klasse wegen unzulänglicher Kenntnissen der griechischen Grammatik bloßgestellt. Er sei *„ein kleinbürgerlicher, fauler Versager“*<sup>589</sup>, meinte der Direktor und verwies den Schüler von der Schule. Alfred Andersch warf im Nachwort seines Buches auch die Frage auf: *„Schützt Humanismus denn vor gar nichts?“*<sup>590</sup> Damit meinte er den gesellschaftlichen Status der Familie Himmler, die aus humanistisch gebildetem Bürgertum stammte und trotzdem deren Sohn das größte Verbrechen der Menschheit verübte. Die vom Autor aufgeworfene Frage beunruhigt auch Katrin HIMMLER, die es nicht verstehen kann, wie gut ausgebildete Leute sich so gedankenlos einer Doktrin anschließen und grausame Taten begehen können. Manche Biographen Heinrich Himmlers führen *„seine spätere grausige Laufbahn“*<sup>591</sup> auf die Strenge und pedantische Art seines Vaters zurück. Ob darin Heinrichs späteres Handeln und Verhalten seinen Ursprung hatte, weiß man leider nicht.

Gebhard kümmerte sich sehr um den Ablauf eines möglichen Universitätsstudiums seiner Söhne. Sie sollten von Anfang an *„nach einem klugen Plan studieren und sich das Promovieren zum Ziel stecken“*<sup>592</sup>. Obwohl sie zur Wahl eines konkreten Berufs nicht gezwungen wurden, wurden doch bestimmte Einschränkungen seinerseits eingeführt: *„Philologen und Offiziere werden sie besser nicht, Theologie zu studieren halte sie, ich bitte Dich“*<sup>593</sup>, *ab.“*<sup>594</sup>

Alle Brüder besuchten das Wittelsbacher-Gymnasium in München, an dem ihr Vater lehrte. Ernst, als jüngster Sohn, fing schon mit fünf Jahren an, die Schule zu

---

<sup>588</sup> Ebd., S. 29.

<sup>589</sup> Ebd., S. 30.

<sup>590</sup> Ebd., S. 31.

<sup>591</sup> Ebd.

<sup>592</sup> Ebd., S. 47.

<sup>593</sup> Diese Worte hat Gebhard an seine Frau Anna gerichtet.

<sup>594</sup> Himmler: Die Brüder Himmler, S. 47.



besuchen. *„Er lernte mühelos und war von Anfang an, wie seine Brüder, immer unter den Klassenbesten.“*<sup>595</sup> Das einzige Fach, in dem er Probleme hatte, war der Sportunterricht, da er genauso wie sein älterer Bruder Heinrich kurzsichtig war. Sie mussten sehr hart für die Schule arbeiten, besonders in den Fächern, in denen ihr Vater sie unterrichtete.<sup>596</sup>

Für die Eltern war es wichtig, die Söhne auf ihre zukünftige berufliche und gesellschaftliche Position vorzubereiten. Damit war nicht nur Allgemeinbildung gemeint, sondern auch *„die damals hoch geschätzten Sekundärtugenden“*<sup>597</sup>.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, träumten die beiden älteren Brüder davon, in den Krieg ziehen zu dürfen. Für sie war das ein Abenteuer, das *„so fern von ihrem idyllischen Alltag stattfand“*<sup>598</sup>. Heinrich war davon so begeistert, dass er die Frontnachrichten aufmerksam verfolgte, Berichte aus den Zeitungen abschrieb und in seinem Tagebuch über die ersten Siege der Deutschen jubelte: *„Jetzt geht es großartig vorwärts. Ich freue mich über diese Dinge ebenso sehr, als sich die Franzosen und besonders die Engländer darüber ärgern.“*<sup>599</sup> An dieser Stelle stellt die Autorin fest, dass zur Zeit seines Tagebucheintrags Heinrich nicht ahnte, dass er im nächsten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielen sollte, als einer der mächtigen Männer, die die grausamen Taten gegen die Menschlichkeit begingen.<sup>600</sup>

Wie Katrins Großvater Ernst die Zeit des Ersten Weltkriegs erlebte, davon erfährt sie wenig aus den Familiendokumenten. Sie bekommt nur zur Kenntnis, dass er sich von klein auf – wie sein Bruder Gebhard – für Technik interessierte. Er war ein Musterschüler, *„dessen Betragen und erst recht die Noten nichts zu wünschen übrig ließen“*<sup>601</sup>. Katrin ahnt, dass auch er (damals im Alter von zehn Jahren) von *„soldatischem Heldentum“*<sup>602</sup> begeistert sein musste.

1915 bekamen Gebhard und 1917 Heinrich einen positiven Bescheid und bald zogen die beiden Brüder in den Krieg. Der anfangs von Krieg und Heldentum begeisterte Heinrich litt bald unter heftigem Heimweh. Einerseits war er stolz, endlich Soldat zu

---

<sup>595</sup> Ebd., S. 49.

<sup>596</sup> Vgl. ebd., S. 52.

<sup>597</sup> Ebd., S. 50.

<sup>598</sup> Ebd., S. 53.

<sup>599</sup> Ebd.

<sup>600</sup> Vgl. ebd., S. 54.

<sup>601</sup> Ebd., 56.

<sup>602</sup> Ebd.

sein, andererseits beklagte er sich ständig über die miserable Verpflegung und Unterkunft.<sup>603</sup>

Nach der Niederlage Deutschlands, brach für die Familie Himmler eine Welt zusammen. Laut Aussagen der Familienmitglieder, hatte die Familie Himmler „sogar einen erheblichen Teil ihres Vermögens in die Finanzierung [des] Krieges investiert“<sup>604</sup>. Mit dem Ende der Monarchie zerriss auch das vor dem Krieg aufgebaute Netzwerk einflussreicher Beziehungen zum bayerischen Königshaus. Von nun an musste die Familie mit sozialem Abstieg rechnen.<sup>605</sup> Es ging ihr finanziell nicht mehr so gut wie vor dem Krieg, aber die Eltern bemühten sich trotzdem, ihren Söhnen ein Studium zu ermöglichen, als sie von der Front zurückkamen.<sup>606</sup>

Mit dem Studium entwickelten sich die Interessen der Brüder immer mehr auseinander. Aber trotz dieser Verschiedenheit blieben die Brüder einander durch ihre rechtsnationale Überzeugung und ihr patriotisch-soldatisches Pflichtbewusstsein verbunden.<sup>607</sup>

Während Heinrich mit dem Freikorps Landshut im Mai an dem Kampf gegen die Münchner Räterepublik teilgenommen hatte, war Leutnant Gebhard Himmler zur selben Zeit bereits Mitglied der am 10. Mai gegründeten Münchner „Einwohnerwehr“ geworden.<sup>608</sup>

Die beiden Brüder nahmen an Wochenendausbildungen und Schießübungen teil, wurden zu Straßenpatrouillen eingeteilt und blieben für Notfälle in Bereitschaft. An Heinrichs Tagebucheintragungen lässt sich beobachten, dass er sehr begeistert von diesem neuen Engagement war<sup>609</sup>: „Am Freitag gehen wir zum Schießen. Ich freue mich furchtbar darauf, besonders wieder einmal Uniform tragen zu können.“<sup>610</sup>

Trotz der von den Eltern geforderten strengen Sparsamkeit pflegte Heinrich weiterhin einen „gutbürgerlichen Lebensstil, so wie er ihn von zu Hause kannte“<sup>611</sup> und klagte ständig über Geldmangel. Er war der einzige unter seinen Brüdern, dem es am schwersten fiel, sich an die Sparsamkeitsmaßnahmen der Eltern zu halten. In seinem Tagebuch schrieb er: „Was für ein armer Teufel ist doch ein Student. Überall gibt es

---

<sup>603</sup> Vgl. ebd., S. 59.

<sup>604</sup> Ebd., S. 64.

<sup>605</sup> Vgl. ebd., S. 65.

<sup>606</sup> Vgl. ebd., S. 74.

<sup>607</sup> Vgl. ebd., S. 78.

<sup>608</sup> Ebd. 78f.

<sup>609</sup> Vgl. ebd., S. 79.

<sup>610</sup> Ebd., S. 80.

<sup>611</sup> Ebd., S. 84.

*die schönsten Sachen und man kann nicht einmal das Billigste davon kaufen.*<sup>612</sup>

Außerdem kämpfte Heinrich mit ständigen Stimmungsschwankungen, Depressionen und inneren Zweifeln.

Als die politische Situation sich zuspitzte, nahm auch Heinrichs politische Radikalisierung zu. Da er zu diesem Zeitpunkt viel Zeit mit seinem Vater in München verbrachte, fragt sich Katrin HIMMLER, wie Gebhard zur politischen Einstellung seines Sohnes gestanden habe. *„Gab es darüber Auseinandersetzungen zwischen ihnen?“*<sup>613</sup> Wenn man sich die Tagebuchaufzeichnungen von Heinrich anschaut, findet man eine Stelle, an der Heinrich feststellt, dass der Vater *„sich bei ihren häufigen Treffen tief bedrückt über die Lage Deutschlands zeigte“*<sup>614</sup>. Diese Aussage zeigt, dass der Vater die rechtsnationale Überzeugung seines Sohnes wahrscheinlich akzeptierte. Das konnte seinen Grund vor allem darin haben, dass sich das Lebensniveau der Familie nach dem verlorenen Krieg verschlechterte und die Himmlers sich nicht damit abfinden konnten, dass ihre soziale Position nicht mehr dieselbe wie vor dem Krieg war. Obwohl Heinrich und sein Vater nicht immer in allen politischen Fragen einer Meinung gewesen sein mögen, so waren sie sich einig, was die Gegnerschaft gegen die Weimarer Republik betrifft.<sup>615</sup> Sie wünschten sich das Ende der Republik und träumten von der *„nationalen Befreiung“*<sup>616</sup>.

Die beiden Brüder schlossen sich – Heinrich 1922, Gebhard Anfang 1923 – der „Reichsflagge“ an. Ihre Ablehnung gegenüber der Weimarer Republik hatte sich deutlich radikalisiert und ihre Bereitschaft, die ökonomische Situation des Landes mit autoritären Mitteln zu „lösen“, zugenommen. Was die Eltern zur politischen Entwicklung ihrer Söhne sagten, ist nicht belegt. Man findet auch kein Wort über Einwände seitens der Eltern, weder im Tagebuch von Heinrich noch in den Erinnerungen von Gebhard.<sup>617</sup>

Beide Brüder nahmen auch 1923 am Hitler-Putsch teil. Gebhard schilderte dieses Ereignis mit allen Einzelheiten in seinen Erinnerungen.

Es ist ein Bericht voller nostalgischer Erinnerungen an große Tage und die eigene Rolle dabei. Er schilderte den Verlauf der Nacht, die allmähliche Einkreisung durch

---

<sup>612</sup> Ebd., S. 85.

<sup>613</sup> Ebd., S. 90.

<sup>614</sup> Ebd.

<sup>615</sup> Vgl. ebd.

<sup>616</sup> Ebd.

<sup>617</sup> Vgl. ebd., S. 98.

Regierungsgruppen und erinnerte sich dabei detailverliebt an die genaue Stellung jedes Maschinengewehrs.<sup>618</sup>

An dieser Stelle lässt sich feststellen, dass die beiden jungen Männer sich der Hitler-Bewegung mit voller Begeisterung anschlossen. Dies musste ein besonders Ereignis für sie sein, durch das sie sich eine bessere politische und ökonomische Zukunft Deutschlands erhofften. Dies lässt sich an Einzelheiten beobachten, mit denen Gebhard den Verlauf der Nacht beschrieb. Selbst als die Putschisten kapitulieren mussten, betrachtete er dies noch als heimlichen Triumph:

(...) wir hatten alle Waffen und alle Munition abzugeben und hatten dann freien Abzug. Ich muss sagen, allen Respekt vor der Haltung der Infanteriekompanie, der gegenüber wir die Waffen abgeben mussten: Sie rührten sich nicht, obwohl wir ihnen nach Abgabe der Gewehre unsere Patronen einzeln vor die Füße warfen, dass es nur so schepperte.<sup>619</sup>

Ende Juni 1924 bekam Heinrich eine Stelle als Sekretär im Büro von Gregor Strasser (Gauleiter der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung für Niederbayern). Er war genau der richtige Mann für diese Arbeit, die „*Idealismus, Hingabe an die Sache und Gewissenhaftigkeit bei der Erledigung der zugeteilten Aufgaben erforderte*“<sup>620</sup>. Auch wenn seine Eltern sich darüber gefreut haben, dass er überhaupt Arbeit hatte, entsprach diese neue Stellung nicht ihren Vorstellungen. Deswegen bemühte sich Heinrich, die Bedeutung seiner neuen Arbeit herauszustreichen. Kurz darauf wurde er in die Parteizentrale nach München versetzt, dies bedeutete für ihn einen beruflichen Aufstieg.<sup>621</sup> Die Beziehung zwischen Heinrich und seinen Eltern entspannte sich wieder, als Heinrich nach dem Wahlerfolg der NSDAP im September 1930 Reichstagsabgeordneter wurde, dadurch ist er „*im Ansehen seiner Eltern enorm gestiegen*“<sup>622</sup>. Als er die SS gründete und zur Partei-Elite machte, ermöglichte dies seinen Eltern, sich wieder als Angehörige einer neuen Elite zu fühlen. Auch seine beiden Brüder fingen an, sich immer stärker den Nazis anzuschließen.<sup>623</sup>

1928 schloss Ernst sein Studium ab und zog nach Berlin. Katrin HIMMLER stellt fest, dass es für ihn eine große Veränderung sein musste, da die Familie immer in Bayern gelebt hatte. Sie fragt sich, ob vielleicht die schlechten Berufsaussichten ihn gezwungen hätten, weit entfernt von München nach Berlin zu ziehen oder ob er der

---

<sup>618</sup> Ebd., 101.

<sup>619</sup> Ebd., S. 102.

<sup>620</sup> Ebd., S. 112f.

<sup>621</sup> Vgl. ebd., S. 112.

<sup>622</sup> Ebd., S. 126.

<sup>623</sup> Vgl. ebd., S. 128.

fürsorglichen Eltern habe entkommen wollen.<sup>624</sup> Man darf hier keine Möglichkeit ausschließen.

Angesichts der Wirtschaftskrise kehrte Ernst nach München zurück und am 1. November 1931 wurde er Mitglied der NSDAP und der SS. Katrin HIMMLER schaut sich den Parteiausweis ihres Großvaters an, und fragt sich: „*Wie war er dazu gekommen, Mitglied der NSDAP zu werden? Und welchen Einfluss hatte sein Bruder Heinrich politisch auf ihn?*“<sup>625</sup> Ihrer Meinung nach wollte die junge Generation, die den Ersten Weltkrieg als Zuschauer erlebt hatte, nun selbst zu Akteuren werden. Sie glaubt, dass ihr Großvater von Heinrich zum Parteieintritt überredet worden sei. Laut Aussagen ihrer Großmutter, sei es für ihn schwer gewesen, sich vom älteren Bruder frei zu machen. Andererseits war Ernst schließlich erwachsen, um die Entscheidungen selbst zu treffen. Die Autorin meint hypothetisch, dass die Modernität und Weltoffenheit von Berlin, für die Nazis der Inbegriff der „Weimarer Judenrepublik“, eine mögliche Ursache für die Rückkehr ihres Großvaters nach München gewesen sei. Dort hatte er die Möglichkeit an der *nationalen Revolution* teilzuhaben.<sup>626</sup>

Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler schickten die Eltern ihrem mittleren Sohn Heinrich Glückwünsche.

Lieber Heinrich! Auch Dir soll heute – wir haben eben an den Kanzler geschrieben – unser herzlichster und aufrichtigster Glückwunsch gelten zu dem Erfolg und Sieg der Bewegung, an dem Du einen so großen Anteil hast. (...) Möge es Euch gelingen, umgeben von zahllosen Feinden und manchen falschen Freunden, die Stellung zu behaupten und auszubauen, und dazu möge auch Dir, mein 1. Sohn, der Himmel fürder die nötige Gesundheit und Deiner Arbeit den wohlverdienten Erfolg und Lohn schenken. [Brief des Vaters]

Mein lieber Heinrich! Freudig bewegt möchte ich auch Dich dazu beglückwünschen, dass Dein und unser aller Sehnen in Erfüllung gegangen und Dein Führer den lang erkämpften Sieg errungen hat. Möge ihm auch weiter Glück und Gottes Segen bescheiden sein! [Brief der Mutter]<sup>627</sup>

Den beiden Briefen an Heinrich ist zu entnehmen, dass die Eltern sehr stolz auf ihren Sohn waren. Es lässt sich feststellen, dass sie begeisterte Hitler-Anhänger sein mussten, zumal sie kurz darauf einen Antrag auf Parteimitgliedschaft stellten. Bald konnten sie das Leben unter den Mächtigen genießen. Ihr sozialer Status verbesserte sich wieder. Sie gratulierten Hitler persönlich zu seinem Sieg. Er war für

---

<sup>624</sup> Vgl. ebd., S. 131.

<sup>625</sup> Ebd., S. 136.

<sup>626</sup> Vgl. ebd.

<sup>627</sup> Ebd., S. 139.

sie wie ein Gott.<sup>628</sup> Sie waren froh, dass sie Ruhm und Ansehen, die sie nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatten, jetzt wieder zurückbekamen.

Als Heinrich zum Münchner Polizeichef ernannt wurde, nutzte Ernst die familiären Beziehungen und bewarb sich beim Reichsrundfunk, wo er 1933 als Ingenieur aufgenommen wurde.<sup>629</sup> Dabei half er auch seinem Bruder, indem er ihm regelmäßig Bericht über die politische Zuverlässigkeit seiner Arbeitskollegen erstattete.<sup>630</sup>

1936 wurde Heinrich „Chef der deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern“. Seitdem war die gesamte Polizei der SS-Führung unterstellt. Dies trug dazu bei, dass sie zum zentralen Instrument des Terrors wurde. Gegen diese Allmachtstellung von Polizei und SS schienen Heinrichs Eltern und seine Brüder keine Bedenken gehabt zu haben.<sup>631</sup> Ganz im Gegenteil, ihre Briefe an Heinrich waren voller Bewunderung, wie die folgende Stelle zeigt, die aus einem Brief des Vaters stammt: „*Wir bewundern [Dich] für die herrlichen schwarzen Kolonnen, die Dein Werk sind.*“<sup>632</sup>

Während des Krieges sahen sich Heinrich und seine Brüder nur noch selten. Alle drei waren dienstlich viel unterwegs. Der Tod ihrer Mutter 1941 brachte sie noch einmal zusammen. Sie trafen sich in München, um die Mutter zu beerdigen und die elterliche Wohnung aufzulösen.<sup>633</sup> Laut späteren Aussagen von Gebhard, haben sich alle drei die Hände gereicht „*zum feierlichen Gelöbnis über dem Sarg, dass sie immer zusammenhalten würden*“<sup>634</sup>.

Gegen Ende April 1945, als das Schicksal des "Dritten Reiches" schon besiegelt war, versuchte Heinrich Himmler noch mit den Westmächten zu verhandeln, was aber bei den Alliierten auf Ablehnung stieß. Danach trug er sich mit Selbstmordgedanken, er redete zum ersten Mal davon, von der politischen Bühne abzutreten. Am 23. Mai wurde er von den Briten verhaftet und beging, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, bei der Leibesvisitation mit einer Zyankalikapfel Selbstmord.<sup>635</sup>

Was das Schicksal seiner Brüder betrifft, wurde sein ältester Bruder verhaftet und in verschiedene Internierungslager gebracht. Ernst hingegen war als Einziger der Brüder in Berlin zurückgeblieben. Wegen seines Familiennamens und wegen „*der*

---

<sup>628</sup> Vgl. ebd., S. 140.

<sup>629</sup> Vgl. ebd., S. 145.

<sup>630</sup> Vgl. ebd., S. 150.

<sup>631</sup> Vgl. ebd., S. 162.

<sup>632</sup> Ebd.

<sup>633</sup> Vgl. ebd., S. 233.

<sup>634</sup> Ebd.

<sup>635</sup> Vgl. ebd., S. 264.

*jahrelang vom Rundfunk verbreiteten Propaganda über die bolschewistischen Untermenschen*<sup>636</sup> hatte er vermutlich große Angst vor der Roten Armee. Selbst die Waffe nutzte ihm nichts, da er nie Soldat gewesen war.<sup>637</sup> Dabei fragt sich die Autorin, warum Heinrich seinem Bruder aus Berlin nicht herausgeholfen habe, wo er „*doch sonst immer für alle Familienmitglieder sorgte*“<sup>638</sup>. Vielleicht war für Ernst seine Familie nicht so wichtig, dass er sich entschieden hat, in Berlin allein zu bleiben. Er hatte doch eine Frau und drei Kinder, die ihn damals sehr vermissten und gerade in diesen schwierigen Zeiten brauchten, zumal sie ihn lange Zeit nicht gesehen hatten. War ihm die nationalsozialistische Ideologie wichtiger als das eigene Leben? Erst 1952 erhielt die Familie die Nachricht von Ernsts Tod. Ein alter Bekannter habe die Geschichte von Ernsts Flucht aus Berlin gehört, von einem Mann, der mit Ernst zusammen gewesen war, als Ernst entweder gestolpert oder aber angeschossen worden sei und dabei eine Giftkapsel in seinem Mund zerbissen habe. Es war üblich, wie Katrin HIMMLER feststellt, dass viele Prominente des NS-Staates zu dem Zeitpunkt, als sich die Herrschaft der Nationalsozialisten dem Ende zuneigte, eine Giftkapsel im Mund trugen.<sup>639</sup> Im Falle einer Gefangennahme oder drohender Erschießung wählten sie Selbstmord, indem sie die Giftkapsel zerbissen. Man muss sich überlegen, wie sehr sie der Ideologie treu gewesen sein mussten, dass sie dazu bereit waren, einen solchen Weg zu beschreiten.

#### **1.4. Ernst Himmler – der unbekannte Großvater**

Dass Katrin HIMMLER ihren Großvater nie kennengelernt hat, war nichts Ungewöhnliches, da er zu der Generation gehörte, die größtenteils nicht mehr aus dem Krieg zurückkehrte. Was für sie außergewöhnlich war, war die Tatsache, dass er der jüngere Bruder des Reichsführers SS Heinrich Himmler war. Darüber habe sie schon immer Bescheid gewusst, stellt sie fest. Worüber sie nie nachgedacht hat, war das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern, sowohl politisch als auch persönlich. Dies änderte sich, als ihr Vater sie anrief und bat, im Bundesarchiv

---

<sup>636</sup> Ebd., S. 252.

<sup>637</sup> Vgl. ebd.

<sup>638</sup> Ebd., S. 253.

<sup>639</sup> Vgl. ebd., S. 254f.

nachzuforschen.<sup>640</sup> Die Recherchen zwangen sie plötzlich zum Nachdenken. Als die Akteneinsicht mehrmals verschoben wurde, war sie erleichtert. Während der Wartezeit konnte sie sich psychisch vorbereiten und über ihren Großvater nachdenken, der bisher in ihrem Leben keine Rolle gespielt hatte.

Von ihrem Vater erfuhr sie, dass der Großvater Techniker beim Rundfunk in Berlin gewesen war, und dass er sich auch der NSDAP angeschlossen hatte. Diese Information wurde stets mit der nachgeschobenen Bemerkung ergänzt: *„Aber das waren die ja alle. Zum Parteieintritt hätte ihn sein Bruder Heinrich wohl überreden müssen, denn mit Politik hatte Ernst nicht viel am Hut.“*<sup>641</sup> Das war alles, was sie bisher von ihrem Vorfahren gewusst hatte. Alle diese Auskünfte klangen für sie auch plausibel und sie stellte auch keine Fragen. *„Es gab nichts an ihm, was meine Neugierde ernsthaft geweckt, nichts, was mich beunruhigt hätte“*<sup>642</sup>, stellt die Autorin fest. Durch des Vaters Bitte, im Archiv nach Akten über seinen Vater zu suchen, hatte sich das geändert. Sie begann sich Fragen zu stellen, wer ihr Großvater gewesen sei und was sie über ihn wisse. Sie schämte sich, dass sie ihre Familiengeschichte bis dahin ignoriert hatte. Sie kam zu der schrecklichen Schlussfolgerung, dass sie, obwohl sie sich seit Jahren intensiv mit dem Nationalsozialismus beschäftigt und für die *„fließenden Übergänge zwischen Tätern, Mitwissern und Mitläufern“*<sup>643</sup> interessiert hatte, bei der Befassung mit der eigenen Familiengeschichte sie eine scharfe Trennungslinie zwischen *„Heinrich dem Schrecklichen“*<sup>644</sup> und *„Ernst dem Unpolitischen“*<sup>645</sup> gezogen hatte.<sup>646</sup> Als sie die Akten ausgehändigt bekam, konnte sie feststellen, dass alle diese Bemerkungen über ihren Großvater, die in der Familie seit Jahren kreisten, dass er nur Mitläufer gewesen sei und wenig Kontakt zu seinem Bruder Heinrich gehabt habe, nicht der Realität entsprachen.

Ich sah mir den Parteiausweis genauer an und las das Eintrittsdatum: „1. November 1931“ Merkwürdig: wieso schon 1931, mehr als ein Jahr vor der Machtübernahme der Nazis? Wie passte das zu der Behauptung, Ernst habe von Heinrich erst zum Parteieintritt überredet werden müssen? (...) ich fand unter den Papieren die Mitteilung, dass er ab 1. Juni 1933 Mitglied der SS geworden war. Das war der Tag,

---

<sup>640</sup> Vgl. ebd., S. 16.

<sup>641</sup> Ebd., S. 17.

<sup>642</sup> Ebd.

<sup>643</sup> Ebd., S. 19.

<sup>644</sup> Ebd.

<sup>645</sup> Ebd.

<sup>646</sup> Vgl. ebd.



als er seine Stelle beim Reichsrundfunk antrat? SS? Davon war doch noch nie Rede gewesen!<sup>647</sup>

An dieser Stelle lässt sich feststellen, dass die Autorin sehr überrascht und verärgert ist, als sie zur Einsicht gelangte, dass alles, was ihr bisher über den Großvater erzählt wurde, eine Lüge war. Sie fragt sich, warum Ernst der Partei so früh, noch vor der Machtübernahme der Nazis beitrug, obwohl er angeblich von seinem Bruder dazu überredet werden musste. Dazu erfährt sie, dass er der SS angehört habe. Menschen, die *mit Politik nicht viel am Hut haben*, tun so was nicht. Sie kann es nicht fassen, dass das Bild des Großvaters, das sie jahrelang vor ihren Augen hatte, sich durch den Besuch im Archiv radikal änderte.

Mehrmals berichtet Katrin HIMMLER von ihren Gefühlen, als sie sich in die Akten ihres Großvaters vertieft. Einerseits ist sie wütend und erschrocken, als sie die Wahrheit über die politische Tätigkeit ihres Vorfahren erfährt, andererseits ist sie erleichtert, als sie weiter feststellt, dass Ernst Himmler kein besonders engagierter Nazi gewesen war.<sup>648</sup>

Es stellte sich auch heraus, dass kein Familienmitglied von Ernsts frühem Parteibeitritt wusste. Als Katrins Vater seine Mutter danach fragte, ist sie in Tränen ausgebrochen und hat nur geschwiegen. Für Katrin ist unklar, warum es ihrer Großmutter so schwer gefallen ist, über die Vergangenheit zu sprechen.

Nach dem Besuch im Bundesarchiv begann Katrin sich wegen ihres jahrelangen Desinteresses Vorwürfe zu machen. Außerdem war sie wütend auf ihren Vater, dass er den persönlichen Kontakt mit den Dokumenten vermied und stattdessen seiner Tochter überließ, sich damit zu beschäftigen.<sup>649</sup>

Bald danach stößt sie auf dem Dachboden ihres Familienhauses auf eine Kiste mit Familienfotos und Dokumenten, die eine „*üppige Ergänzung*“<sup>650</sup> zu den „*dürren*“<sup>651</sup> Fakten aus dem Bundesarchiv darstellte. In der Mappe mit Dokumenten findet sie unter anderem den Lebenslauf ihres Großvaters von 1931, der „*erstmalig Aufschluss gab über die Jahre, bevor er beim Rundfunk anfang*“<sup>652</sup>; persönliche Briefe, verschiedene eidesstattliche Versicherungen über die Tätigkeit von Ernst beim

---

<sup>647</sup> Ebd., S. 20.

<sup>648</sup> Vgl. ebd., S. 22.

<sup>649</sup> Vgl. ebd., S. 24.

<sup>650</sup> Ebd.

<sup>651</sup> Ebd.

<sup>652</sup> Ebd., S. 25.

Rundfunk, darunter auch Dokumente, die den Tod des Großvaters bestätigten. Familienfotos rufen bei Katrin unterschiedliche Gefühle hervor. Beim Anblick von Heinrichs Kinderbildern spürt sie einen Widerwillen, weil sie weiß, was aus „*diesem harmlos aussehenden Jungen aus gutem Hause später geworden war*“<sup>653</sup>, und weil er „*unausweichlich*“<sup>654</sup> zu ihrer Familie gehörte. Nach den ersten Recherchen änderte sich auch ihr Blick auf die Hochzeitsfotos der Großeltern.

Die romantischen Hochzeitsaufnahmen von meinen Großeltern, von mir früher so bewundert, hatten ihre Unschuld verloren. Jetzt erst sah ich das Parteiabzeichen an Ernsts Anzug. Heinrich, der Trauzeuge, posierte vor dem Standesamt mit dem Hochzeitspaar, er trug die SS-Uniform.<sup>655</sup>

An dieser Stelle lässt sich feststellen, dass die Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte der Autorin die Augen geöffnet hat. Durch diese Erfahrung konnte sie kritischer und distanzierter auf ihre Vorfahren blicken. Die Großmutter, die sie bisher geschätzt hatte, verlor ihre Aura, unschuldig zu sein, als Katrin erfuhr, dass sie nach dem Krieg Kontakte zu alten Nationalsozialisten gepflegt hatte. Diese Entdeckung war für die Autorin besonders schmerzlich.<sup>656</sup>

Als Katrin HIMMLER sich die auf dem Dachboden gefundenen Dokumente näher besieht, findet sie auch die wenigen erhaltenen Briefe von Ernst an seine Frau. Sie sind Zeugnisse seiner Sehnsucht nach ihr, wenn er nicht bei ihr war. Einer der Briefe, der im Buch zitiert wird, stammt ausnahmsweise nicht von einer Dienstreise Ernsts, deswegen ist die Autorin einerseits gerührt, dass ihr Großvater „*seiner Frau ohne jeden besonderen Anlass von der Arbeit einen Brief schickte*“<sup>657</sup>, andererseits stört sie „*sein Oberlehrerton*“<sup>658</sup>, als sie auf folgende Zeilen stößt:

(...) Aber Du musst in Bälde ebenso gut schreiben können, damit Du mir auch einmal solch einen Brief schicken kannst. Und noch dazu – damit Du mir meine Arbeit schön mit Zehnfingersystem schreiben kannst. (...) Aber eines vor allen Dingen: Fange nicht zu schreiben an, bevor Du nicht die Hebungen der Mercedes-Zehnfinger-System-Schule richtig kannst. (...) Wenn Du das kannst, dann bist Du wieder um ein großes Stück noch tüchtiger geworden, als Du sowieso schon bist.<sup>659</sup>

---

<sup>653</sup> Ebd., S. 27.

<sup>654</sup> Ebd.

<sup>655</sup> Ebd.

<sup>656</sup> Vgl. ebd., S. 13.

<sup>657</sup> Ebd., S. 169.

<sup>658</sup> Ebd.

<sup>659</sup> Ebd., S. 168f.

Mit dem obengenannten Ton verstieß der Großvater gegen die romantischen Absichten des Briefes, indem Begriffe wie Tüchtigkeit, Ehrgeiz, Freude am Erreichten den Vorrang haben. Man spürt förmlich, wie er sich über die Karriere, die er gemacht hatte, freut und über den Lebensstandard, den er dadurch erreicht hatte. Ferner stellt die Autorin fest, dass Ernst wohl vergessen habe, dass er nicht eigener Tüchtigkeit, sondern der Protektion anderer seinen Erfolg zu verdanken habe.<sup>660</sup>

1935/1936 war Ernst Himmler als Stellvertreter des Rundfunkintendanten viel auf Dienstreise: bei Großveranstaltungen und Aufmärschen organisierte er und kontrollierte die Rundfunkübertragungen. Im März 1938, nach dem "Anschluss", war er in Wien, um die rundfunktechnische Anbindung ans Deutsche Reich zu gewährleisten.<sup>661</sup> Als Anerkennung seiner „*besonderen Verdienste bei der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich*“<sup>662</sup> erhielt er eine Medaille. Im Herbst 1938 bekam er die nächste Auszeichnung, als er eine Dienstreise ins Sudetenland unternahm, diesmal für „*besondere Verdienste bei der Gesamtleitung und Verantwortung für den technischen Einsatz des Rundfunks seit Beginn der Sudetenkrise*“<sup>663</sup>. Für seine Arbeit im Rundfunk erhielt Ernst 1942 das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse ohne Schwerter, das heißt, er leistete „*kriegswichtige Arbeit, ohne selbst an der Front zu kämpfen*“<sup>664</sup>. Dies alles bestätigt nur, dass er nicht nur irgendein Mitläufer war, sondern vielmehr in die Verbrechen der Nazis verstrickt war. Seine Arbeit, die er für die Nationalsozialisten leistete, hatte für sie strategische Bedeutung. Die Nazis legten großen Wert auf den Rundfunk. Sie machten es zu einem Propaganda-Instrument. Es sollte Anhänger für Hitler und die Nazi-Partei anwerben und sie dann entsprechend aufklären. Ernst war derjenige, der ihnen half, dieses Ziel zu erreichen.

Der andere Beweis dafür, dass Ernst Himmler kein gewöhnlicher Mitläufer war, ist ein Brief, den er gegen Ende des Krieges, im Jahre 1944 an seinen Bruder Heinrich schrieb, der von einem Major Schmidt handelt, der angeblich „Halbjuden“ war und bis dahin vom Reichsführer protegiert wurde. Ernst hatte den Auftrag zu überprüfen, ob der Mann die Protektion noch wert sei.<sup>665</sup> Es stellte sich heraus, dass Ernsts Bericht negativ war, das heißt, „*der Major Schmidt verdiente nicht weiter, protegiert zu*

---

<sup>660</sup> Vgl. ebd.

<sup>661</sup> Vgl. ebd., S. 173.

<sup>662</sup> Ebd.

<sup>663</sup> Ebd.

<sup>664</sup> Ebd., S. 206.

<sup>665</sup> Vgl. ebd., S. 210f.

werden.“<sup>666</sup> Man kann vermuten, dass das in den damaligen Zeiten das Todesurteil bedeutete. Dass Ernst über die persönlichen Konsequenzen für den Betroffenen nicht nur Bescheid wusste, sondern auch billigte<sup>667</sup>, zeigt folgende Zeile: „*unabhängig von der späteren Behandlung solcher Fälle*“<sup>668</sup>.

Die im obengenannten Brief enthaltene „*ideologiedurchtränkte*“<sup>669</sup> Sprache (der Brief ist voll von Formulierungen wie „*Opfer des Weltanschauungskredits*, „*Optik der Arisierung*“, „*nichtarische Fachkraft*“<sup>670</sup>) und die Gleichgültigkeit des Großvaters, was die Folgen seiner Entscheidung für den Betroffenen anbelangt, erschüttern Katrin HIMMLER. Sie muss feststellen, dass er kein unpolitischer Mitläufer gewesen sei. In diesem Brief habe er eine Entscheidung über einen anderen Menschen getroffen, die er so nicht hätte treffen müssen. „*Wollte Ernst sich mit seiner Empfehlung, den stellvertretenden Betriebsführer zu entlassen und ihn damit in den sicheren Tod zu schicken, dem Bruder gegenüber als ideologisch standfest erweisen?*“<sup>671</sup>, fragt sich die Autorin.

Sowohl diese als auch die anderen Fragen, die die Autorin gerne ihrem Großvater gestellt hätte, müssen leider unbeantwortet bleiben. Die Gründe für viele seiner Entscheidungen werden für sie für immer unklar bleiben. Nur eines ist sicher, in ihren Augen war er kein politischer Mitläufer gewesen, wie es über mehrere Jahre in der Familie erzählt wurde, sondern eine wichtige Figur zur Nazi-Zeit. Durch ihre Recherchen verabschiedet sie sich von diesen Legenden und distanziert sich von allem, was sie über die Geschichte der Familie Himmler hört oder erfährt. Sie gibt aber gleichzeitig zu, dass es kein einfacher Prozess gewesen sei, „*gemeinsam auf Familienfotos zu schauen, in denen lange nur unbeschädigte Kindheitserlebnisse oder ein glückliches Hochzeitspaar, nicht aber die Parteiabzeichen, Hakenkreuzbinden oder die Eichenlaub- oder Totenkopfabzeichen der SS gesehen wurden*“<sup>672</sup>.

---

<sup>666</sup> Ebd., S. 211.

<sup>667</sup> Vgl. ebd.

<sup>668</sup> Ebd., S. 211.

<sup>669</sup> Ebd.

<sup>670</sup> Ebd.

<sup>671</sup> Ebd.

<sup>672</sup> Ebd., S. 293.

## 1.5. Zusammenfassung

Katrin HIMMLER sagt, dass der Weg zu ihrem Buch lang und leidvoll gewesen sei. Sie wurde schon früh mit aufklärerischer Literatur über die NS-Zeit versorgt, doch darüber geredet wurde nicht viel; sie musste sich selbst damit auseinandersetzen. Als sie mit dem Schreiben anfang, hatte sie die trügerische Hoffnung, etwas von der Last, die sie mit sich herumtrage, werde am Ende von ihr abfallen. Besonders die Aussage von Gebhard Himmler vor dem Nürnberger Tribunal machte ihr zu schaffen. Der beschrieb seinen Bruder (Heinrich) als Mann „*der aufrecht, schlicht und sauber seinen Weg ging*“<sup>673</sup>. Als Katrin diese Worte las, sei ihr ganz schlecht geworden.<sup>674</sup>

Bei ihrem Besuch im Archiv in Berlin stellte sich heraus, dass die meisten in der Familie kursierenden Erzählungen nicht dem Inhalt der Akten, die sie studierte, entsprachen. Was sie erfuhr, war für sie erschreckend. Ihr Großvater Ernst Himmler war „*ein früh überzeugter Nationalsozialist, der im Gegenzug für die Karrierehilfe durch Heinrich dem Reichsführer SS Handlangerdienste leistete*“<sup>675</sup>. Auch die Eltern der drei Himmler-Brüder wurden zu begeisterten Nationalsozialisten, als sie erfuhren, dass sie dank Heinrichs hoher Machtposition im "Dritten Reich" ihre nach dem Ersten Weltkrieg verlorene soziale und gesellschaftliche Position zurückbekommen konnten. Aus den im Buch angeführten Briefen an Heinrich geht deutlich hervor, dass die Eltern sehr stolz auf ihren Sohn waren.

Mit Blick auf den Parteiausweis fragte sich die Enkelin: „*Wie war er dazu gekommen, Mitglied der NSDAP zu werden?*“<sup>676</sup> Sie war entsetzt und verärgert. Laut Aussagen der Familienmitglieder hatte Ernst *mit Politik nicht viel am Hut*, obwohl er früh der NSDAP beigetreten war. Wer sich in der Politik nicht auskennt, wird kein Parteimitglied, stellt die Autorin apodiktisch fest. Die Entdeckung, dass ihre Großmutter, die sie bisher geschätzt hatte, nach dem Krieg Kontakte zu alten Nationalsozialisten aufrechterhalten hatte, machte die Autorin fassungslos. Das Bild der Großeltern, das sie vor den Recherchen in ihrem Kopf hatte, löst sich allmählich auf.

---

<sup>673</sup> Himmler, Katrin: Heini“ und seine Brüder – ein Interview. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung: 42/2005, S. 9.

<sup>674</sup> Vgl. ebd.

<sup>675</sup> Himmler: Die Brüder Himmler, S. 12.

<sup>676</sup> Ebd., S. 136.

In ihrem Buch will die Autorin die Brüder aus dem Schatten hervorholen und zeigen, dass Heinrich Himmler trotz seiner Verbrechen nicht isoliert war. Wie bereits erwähnt, gab es in der Familie Himmler ein großes Einverständnis mit der NS-Ideologie. Katrin HIMMLER widerlegt damit Nachkriegslegenden, die in der Familie erzählt wurden, etwa die Legende von unpolitischen Mitläufern, und vereitelt den Versuch, von der eigenen Verantwortung loszusprechen.<sup>677</sup>

Die Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte hat der Autorin die Augen geöffnet. Durch diese Erfahrung blickt jetzt sie kritischer und distanzierter auf ihre Vorfahren. Dabei will sie die Generation ihrer Großväter aber nicht pauschal für die Verbrechen der Nazis haftbar machen, sondern verstehen, welche Strukturen, Mechanismen und Kräfte diese Verbrechen möglich machten.<sup>678</sup>

## **2. Claudia Brunner und Uwe von Seltsmann als Enkelgeneration auf der Spurensuche – „Schweigen die Täter, reden die Enkel“**

### **2.1. Erzählweise**

Bei dem Gemeinschaftsband „Schweigen die Täter, reden die Enkel“ handelt es sich um Texte der Enkelgeneration, mit dem Text von Katrin HIMMLER nicht vergleichbar. Während HIMMLER ein ganzes Geschichtspanorama anhand vieler Familienfiguren entwirft, beschränken sich Claudia BRUNNER und Uwe von SELTMANN dagegen auf jeweils eine Figur. Geht HIMMLER chronologisch anhand der Familienfiguren vor, so sind BRUNNERs und SELTMANNs Vergangenheitserzählungen stark auf das eigene Ich bezogen. Die Texte sind durch und durch selbstreferenziell.<sup>679</sup>

Die Grundlage dieser Vergangenheitserzählungen bildet der Dialog; es ist einer mit anderen und mit sich selbst.<sup>680</sup> „*Ein Dialog, in dem bislang verschwiegene Familiengeschichten veräußerbar werden.*“<sup>681</sup>

---

<sup>677</sup> Vgl. Gruber: Spurensuche in der Familie.

<sup>678</sup> Vgl. Himmler, Katrin: „Mein Vater hatte Angst, ich könnte etwas herausfinden“. Hier nach: <http://www.wewelsburg.de/de/aktuelles/meldungen/bericht-lesung-kathrinhimmler-juli2010.php> Stand: 18.07.2012.

<sup>679</sup> Vgl. Eichenberg: Familie-Ich-Nation, S. 148.

<sup>680</sup> Vgl. ebd., S. 149.

Sowohl der Text von Claudia BRUNNER als auch der von Uwe von SELTMANN thematisieren die Recherchen nach dem Großvater (BRUNNER) und nach dem Großonkel (von SELTMANN). Sie sind in Form eines Tagebuchs geführt, so dass der Bezug zur Gegenwart immer erhalten bleibt<sup>682</sup>: „*Mai 2001 – Stadttheater Klagenfurt: Zwei Monate später sitze ich bei einer Veranstaltung in Kärnten auf dem Podium, um über die Schatten der Vergangenheit zu diskutieren.*“<sup>683</sup>

Die vergangene Vorfahrensgeschichte als eigenständige Handlung wird marginal, „*entscheidende persönliche Punkte der Recherche und Phasen der Auseinandersetzung*“<sup>684</sup> werden in den Mittelpunkt gerückt. Bei Claudia BRUNNER überwiegt die ganz persönliche Auseinandersetzung mit Alois Brunner, was sich in Unwohlsein und Krankheit äußert<sup>685</sup>: „*der (...) französische Akzent ändert nichts daran, dass er in meinen Ohren schmerzt, in meinem Innern vielmehr. Er durchdringt mich und bleibt in mir, weil er dort ja auch seinesgleichen findet. Brunner, Brunner, Brunner.*“<sup>686</sup> Sie beschreibt ihre Gefühle, die sie auf ihrem Weg zur Wahrheit begleiten, die Loyalität der einzelnen Familienmitglieder gegenüber Alois Brunner, die Reaktionen der Familie auf die Nachricht von den Recherchen nach dem Großonkel.<sup>687</sup>

Bei BRUNNER behandelt das erste Kapitel die Gestalt des Großonkels und der Rest des Textes bezieht sich grundsätzlich auf sie selbst. Der Text von Uwe von SELTMANN ist weniger ich- und selbstbezogen. SELTMANN thematisiert seine Recherchen und stellt ihre Ergebnisse in Form der Biographie des Großvaters dar. Zwar werden auch hier die eigenen Befindlichkeiten präsentiert und es wird ebenso von transgenerationellen Traumata erzählt, doch auf sehr selbstkritische und gemäßigte Weise: „*Und ich hasse ihn, ja, verdammt noch mal, ich fühle mich schuldig. Seit zwanzig Jahren fühle ich mich schuldig.*“<sup>688</sup>

---

<sup>681</sup> Ebd.

<sup>682</sup> Vgl. ebd.

<sup>683</sup> Brunner/ Von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 69.

<sup>684</sup> Eichenberg: Familie-Ich-Nation, S. 149.

<sup>685</sup> Vgl. ebd.

<sup>686</sup> Brunner/ Von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 59f.

<sup>687</sup> Vgl. ebd.

<sup>688</sup> Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 99.

So will Claudia BRUNNER sich in ihrem Teil mehr auf die eigenen Gefühle bei den Recherchen konzentrieren und weniger auf die historische Aufklärung. SELTMANN hingegen will das während der Recherchen Gefundene historisch einordnen.<sup>689</sup>

## 2.2. Claudia Brunner und ihre Recherchen nach dem Großonkel

*„Die Vergangenheit wirft ihre Schatten bis in die Gegenwart, sie wirkt in uns weiter, erst recht, wenn wir versuchen, sie zu verdrängen“*<sup>690</sup> – für Claudia BRUNNER und Uwe von SELTMANN ist dieser Satz lebensbestimmend geworden. Beide gehören zur dritten Generation der Angehörigen von NS-Tätern, die das Tabu gebrochen hat und sich mit den Verbrechen ihrer Vorfahren beschäftigt.<sup>691</sup>

Die Autoren haben sich auf Spurensuche begeben aus ganz privaten Gründen - sie haben unter der Last der familiären Verbindung mit dem Nationalsozialismus gelitten. Alois Brunner, der Großonkel von Claudia BRUNNER, gehört zu den Berühmten im Lexikon des Holocausts. Er war frühzeitig Mitglied der österreichischen NSDAP geworden, dann enger Mitarbeiter Adolf Eichmanns bei der Deportation von Juden aus Mähren und Wien, schließlich maßgeblich am Transport der Juden aus Griechenland, Frankreich und der Slowakei in die Vernichtungslager beteiligt. Alois Brunner war einer der meistgesuchten NS-Verbrecher, dem es nach dem Zusammenbruch des "Dritten Reiches" gelungen war, unterzutauchen und in Syrien Asyl zu finden.<sup>692</sup>

Im Laufe ihrer Beschäftigung mit dem verschollenen Großonkel wurde er ihr zum *„Unberührbaren, der [ihr] Unbehagen, Angst, ja auch Schmerzen verursacht hat, von dem [sie] aber dennoch nie ganz lassen konnte“*<sup>693</sup>. Aus diesen Zeilen kann man herauslesen, dass es für die Autorin, obwohl die Recherchen nach dem Verwandten sie einerseits krank machten und Schmerzen bereiteten, andererseits schwer war, diese abzurechnen. Sie wollte mehr erfahren und endlich die Wahrheit herausfinden.

---

<sup>689</sup> Vgl. Eichenberg: Familie-Ich-Nation, S. 150.

<sup>690</sup> Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel S. 2.

<sup>691</sup> Vgl. ebd.

<sup>692</sup> Vgl. ebd., S. 21-28.

<sup>693</sup> Ebd., S. 7.



Claudia BRUNNER stellt fest, dass der Großonkel zu jener Figur geworden sei, in der sich das gesamte Grauen jener Zeit versammelt habe. Durch ihre Recherchen wurde sie mit der Realität des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges konfrontiert, und diese Realität will sie in diesem Buch jenen, die Ähnliches durchgemacht haben, zugänglich machen.<sup>694</sup>

BRUNNER reflektiert unter der Überschrift „*Phantomschmerzen*“<sup>695</sup> über ihre Motive, sich mit dem Großonkel auseinanderzusetzen. Für sie beschreibt dieser Begriff sehr treffend den Zustand, in dem sich die dritte Generation in Deutschland und Österreich befinde.<sup>696</sup>

Diese dritte Generation ist nicht so weit von den historischen Ereignissen entfernt, wie immer wieder – von Jungen und Alten, vor allem aber von der Generation zwischen „ihnen“ und „uns“, also von unseren Eltern – behauptet wird. Wenn man in der eigenen Familie nachzufragen beginnt, schrumpfen die bedeutungsschweren Jahrzehnte aus den Geschichtsbüchern plötzlich zu nahvollziehbaren Zeitspannen, die mit Namen, mit Gesichtern, mit Geschichten versehen werden können.<sup>697</sup>

Im weiteren Sinn geht es bei *Phantomschmerzen* um etwas, was weh tut, obwohl es nicht vorhanden ist. Diese Schmerzen sind nicht berechenbar, lassen sich jemandem, der sie nicht kennt, kaum erklären, sind aber für die betroffene Person sehr real. BRUNNER selbst beschrieb ihren Großonkel in einer Seminararbeit über politische Aspekte von NS- Familiengeheimnissen als „*Familienphantom*“<sup>698</sup>, weil er persönlich nie präsent war, aber dennoch in ihrem Leben „*herumgeistert*“<sup>699</sup>. „*Er ist der anwesende Abwesende*“<sup>700</sup>, wie sie ihn nennt. „*Sein physisches Fehlen bildet eine Leerstelle im Familienstammbaum, die nicht einmal mit dem Zeichen ‚verstorben‘ belegt werden kann.*“<sup>701</sup> Das verursacht Unbehagen, Probleme, Fragen und auch Schmerzen bei denen, die sich von ihm abgrenzen wollen und müssen. Auch die Autorin steht in diesem Spannungsfeld – zwischen der Sehnsucht nach Ruhe und dem Bedürfnis nach Auseinandersetzung.<sup>702</sup>

---

<sup>694</sup> Vgl. ebd.

<sup>695</sup> Ebd.

<sup>696</sup> Vgl. ebd.

<sup>697</sup> Ebd., S. 7f.

<sup>698</sup> Ebd., S. 8.

<sup>699</sup> Ebd.

<sup>700</sup> Ebd., S. 9.

<sup>701</sup> Ebd.

<sup>702</sup> Vgl. ebd., S. 8f.

Was sie ganz am Anfang unterstreicht, ist, alles andere als stolz darauf zu sein, mit Alois Brunner verwandt zu sein.<sup>703</sup> „Im österreichischen Telefonverzeichnis gibt es über 6000 Einträge mit dem Namen Brunner. Eine von diesen vielen Brunners bin ich“<sup>704</sup>, schreibt die Autorin.

Obwohl ihr Großonkel kein Unbekannter ist, weiß die ganze Familie wenig über den verschollenen Verwandten: „Die Brunners (...) hüllen sich mittlerweile drei Generationen in Unwissenheit oder Schweigen – fast alle.“<sup>705</sup> Seit sie als 13-Jährige von der Existenz Alois Brunners erfahren habe, empfinde sie immer, wenn dieser Name falle, eine Aura des Geheimnisvollen, des Unaussprechlichen, des Gefährlichen.<sup>706</sup>

Am Anfang ihrer Recherchen schaut sie sich das Foto des berüchtigten Großonkels an und stellt fest, dass er alles andere als „vorbildlich arisch“<sup>707</sup> aussah.

Mit welligem, dunklem Haar, markanter Nase und einer Körpergröße von freundlich geschätzten 172 Zentimetern bei 56 Kilogramm Körpergewicht (...) verkörpert Alois nicht gerade das männliche Ideal der deutschen Zukunft – und unter seinen künftigen Freunden bei der Österreichischen Legion erhält er später sogar den Spitznamen „Jud Süß“.<sup>708</sup>

Danach geht die Autorin zur Biographie von Alois Brunner über. Sie beschreibt die Anfänge seiner Karriere in Wien, als er sich freiwillig zur Schutzstaffel meldete und schon 1939 zum Leiter der Zentralstelle für jüdische Auswanderungen wurde. Laut Aussagen weniger Überlebender, habe sich Brunner in seiner Arbeit durch äußerste Brutalität und Unbeirrbarkeit ausgezeichnet.<sup>709</sup> „In Brunners Persönlichkeit sind Intelligenz und Brutalität offensichtlich keine Gegensätze, sondern scheinen viel mehr das Geheimnis seines Erfolgs auszumachen“<sup>710</sup>, meint die Autorin. Dies alles bezeugt nur, dass Alois Brunner kein Schreibtischtäter war, wie manche ihn gern sehen würden, sondern er ist einer derjenigen gewesen, die mehr als nur ihre Pflicht getan haben.<sup>711</sup>

---

<sup>703</sup> Vgl. ebd., S. 17.

<sup>704</sup> Ebd.

<sup>705</sup> Ebd., S. 17f.

<sup>706</sup> Vgl. ebd., S. 18.

<sup>707</sup> Ebd., S. 19.

<sup>708</sup> Ebd.

<sup>709</sup> Vgl. ebd., S. 21f.

<sup>710</sup> Ebd., S. 22.

<sup>711</sup> Vgl. ebd.

1942 wurde Brunner nach Berlin versetzt, um die dortigen Deportationen voranzutreiben.

Alois verliert keine Zeit und macht sich daran, neue Sammellager einzurichten, die Funktionäre und Funktionärinnen der Jüdischen Kulturvereinigung zu Berlin zu vielfältigen organisatorischen Aufgaben zu zwingen und sogar einen Stadtplan erstellen zu lassen, in dem von Juden und Jüdinnen bewohnte Häuser erkenntlich sind.<sup>712</sup>

An dieser Stelle lässt sich feststellen, dass Brunner die Judenpolitik im Sinne der Nazis erfolgreich umsetzen konnte. Überall, wo ihnen die Anzahl der deportierten Juden zu niedrig war, wurde Brunner sofort zum Einsatz gerufen.<sup>713</sup>

Die Slowakei gilt als letzte Region seiner Aufträge während des Zweiten Weltkrieges, wo er 1944 innerhalb von sechs Monaten 14.000 Menschen in den Tod schickte. *„Dort inszeniert er sozusagen sein ganz persönliches >>Best Of<<“*<sup>714</sup>, schreibt die Autorin. In der Slowakei wurde ihr Großonkel sehr aktiv, indem er nicht mehr nur hinter dem Schreibtisch saß, sondern auch selbst Verhöre, Folterungen und Gewaltakte durchführte.<sup>715</sup>

Der Autorin ist zum Weinen zumute, als sie in verschiedenen Werken liest, wie *„dieser junge clevere Kerl Karriere gemacht hat“*<sup>716</sup>. Ihr wird ganz schlecht, als sie die Fotos von ihm betrachtet. Allein der Gedanke, mit ihm verwandt zu sein, verursacht bei ihr Unbehagen. Obwohl sie sich durch diese Recherchen so schlecht fühlt, will sie auf keinen Fall aufgeben.<sup>717</sup> Je mehr sie von ihrem Großonkel weiß, desto größer wird das Bedürfnis, *„noch tiefer einzudringen in dieses dunkle Kapitel der österreichischen Geschichte, die plötzlich auch (...) ein Teil [ihrer] eigenen Familiengeschichte ist“*<sup>718</sup>.

Im Mai 2000 wird die Autorin anlässlich des 55. Jahrestages der Lagerbefreiung durch die Alliierten nach Mauthausen eingeladen, um eine Rede zu halten.<sup>719</sup>

Und ausgerechnet ich, die Großnichte eines Mannes, der doppelt so viele Tode zu verantworten hat, als hier gestorben sind, ich sollte dort oben, auf dem Appellplatz,

---

<sup>712</sup> Ebd., S. 23.

<sup>713</sup> Vgl. ebd., S. 26.

<sup>714</sup> Ebd., S. 28.

<sup>715</sup> Vgl. ebd.

<sup>716</sup> Ebd.

<sup>717</sup> Vgl. ebd., S. 29.

<sup>718</sup> Ebd., S. 29.

<sup>719</sup> Vgl. ebd., S. 37.

am Vorabend der Hauptveranstaltung eine Rede halten und mit einer Gedenkfeier diese internationale Jugendbegegnung abschließen.<sup>720</sup>

Diese Worte der Autorin zeugen davon, dass es ihr nicht leicht war, als Angehörige der Täter vor die Menschen zu treten, die größtenteils Nachkommen oder Familienmitglieder der Opfer des NS-Systems waren, und eine Rede zu halten. Sie fragt sich, wieso ausgerechnet sie zu dieser Feier eingeladen worden sei. Sie wird von Angst geplagt, wenn sie daran denkt, dass ihr gleich ein wichtiger Auftritt bevorstehe. *„Mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Ängstlichkeit näherte ich mich der Anlage des KZ Mauthausen (...), während sich meine Hände fest an die Blätter mit der von mir vorbereiteten Rede klammern.“*<sup>721</sup> Kurz vor dem Auftritt fragt sie sich, ob sie hierher nur wegen ihres Großonkels gekommen sei oder weil sie vielleicht alles Schlimme, was er und die NS-Ideologie verursacht haben, wieder gutmachen wolle, obwohl sie wisse, dass es unmöglich sei.

Warum mache ich das eigentlich? Bin ich einfach nur am Thema interessiert oder ist es nicht vielleicht doch dieses immer wiederkehrende Gefühl, etwas wieder gutmachen zu wollen, das nie wieder gutzumachen sein kann? Bin ich für mich hier oder für ihn – diesen entfernten Verwandten, der mich immer mehr beschäftigt, diesen Massenmörder, der keine Reue zu kennen scheint? Für dieses Phantom der Zeitgeschichte oder vielmehr für seine Opfer? Oder vielleicht für meine Familie, die sich meiner erbarmungslosen Meinung nach nicht genug mit diesem Ast des Stammbaums beschäftigt?<sup>722</sup>

Alle diese Fragen stellt sich die Autorin auf dem Weg zur Bühne. Es lässt sich feststellen, dass sie kein Blatt vor den Mund nimmt, indem sie ihren Großonkel als *Massenmörder ohne Reue* bezeichnet. BRUNNER verurteilt ihren Verwandten und schämt sich für seine Taten. Sie spürt *„die Schwere des Ortes“*<sup>723</sup>, indem sie an alle möglichen Opfer des Regimes denkt, die hierhin verschleppt worden waren und hier ihr Leben verloren hatten. Sie weiß, dass ihr Großonkel an deren Deportation höchstwahrscheinlich beteiligt war, sie fragt sich sogar, ob er vielleicht hier in Mauthausen einmal gewesen sei.<sup>724</sup> *„In meiner Fantasie ist es jedenfalls kein Kunststück, seine Gestalt und diesen Platz in einem Bild zu denken.“*<sup>725</sup>, stellt Claudia BRUNNER fest.

---

<sup>720</sup> Ebd., S. 38.

<sup>721</sup> Ebd.

<sup>722</sup> Ebd., S. 39.

<sup>723</sup> Ebd., S. 41.

<sup>724</sup> Vgl. ebd.

<sup>725</sup> Ebd.

Im Juli 2000 unternimmt die Autorin eine Reise nach Jerusalem, die für sie im Zeichen der Shoah steht. Sie besucht die Museen und Gedenkstätten des Grauens. Die Empfindungen, die sie dabei hat, sind ein schlechtes Gewissen und Schuldbewusstsein. Sie macht sich verzweifelt auf die Suche nach einer Erklärung für das Unerklärliche.<sup>726</sup>

In jedem Museum erdrücken mich die Bilder und Texte mehr als im vorherigen, in jedem Abschnitt der riesigen Gedenkstätte Yad Vashem lasse ich mich tiefer in den Abgrund des Entsetzens und der Hilflosigkeit hineinziehen, als gäbe es keine Alternative zu dieser Ausgeliefertheit an die Macht der Erinnerung, die nicht einmal meine eigene ist.<sup>727</sup>

Durch diese Reise will sie tiefer eintauchen in das Land derer, die vor Tätern wie ihrem Großonkel geflohen sind.<sup>728</sup> Sie fühlt sich schuldig, andererseits konnten sie und die ganze dritte Generation nicht wissen, was damals passiert ist, da sie nicht dabei gewesen ist.

Für Claudia BRUNNER bleibt eine Frage zentral: *„Lebt Alois Brunner noch?“*<sup>729</sup>. Diese bohrende Ungewissheit steht im Vordergrund. Sie wünscht sich, dass die Familienmitglieder mehr über ihn wüssten, als Historiker oder Medien. Vermutlich wäre seine Tochter die Einzige, die mehr Informationen über ihren Vater hätte. BRUNNER hat es aber nie gewagt, sie zu kontaktieren<sup>730</sup>, *„da [ihr] ihre ablehnende Haltung gegenüber derartigen Anfragen aus den Medien bekannt ist und sie ebenfalls eine Art Tabuzone im Familienstammbaum darstellt, die [sie] bis heute nicht zu betreten gewagt hat“*<sup>731</sup>. An dieser Stelle sieht man, dass die Tochter von Alois, die vermutlich mehr über ihren Vater wissen würde als andere, ihn in Schutz nimmt, indem sie schweigt. Ihre ablehnende Haltung bewirkte, dass sich Claudia nie an sie gewandt hat, obwohl sie sicherlich eine gute Informationsquelle für ihre Recherchen gewesen wäre.

Im März 2001 nimmt sie an dem Prozess gegen ihren Großonkel in Paris teil. Alois Brunner, der anwesende Abwesende, wird hier für einen konkreten Fall angeklagt und in Abwesenheit zu "lebenslänglich" verurteilt.<sup>732</sup> Auf dem Weg zum Gerichtsaal

---

<sup>726</sup> Vgl. ebd., S. 49.

<sup>727</sup> Ebd.

<sup>728</sup> Vgl. ebd., S. 48.

<sup>729</sup> Ebd., S. 30.

<sup>730</sup> Vgl. ebd., S. 52.

<sup>731</sup> Ebd., S. 52.

<sup>732</sup> Vgl. ebd., S. 59.

hat sie Bedenken, ob die Teilnahme an diesem Prozess eine gute Entscheidung gewesen sei.

(...) es verlässt mich bereits der Mut und ich möchte sofort auf dem Absatz kehrtmachen. Vor dem mächtigen Portal des Gerichtsgebäudes stehen eine kleine Gruppe von Demonstranten und Demonstrantinnen, Angehörige der Opfer meines Großonkels und (...) einige Leute von den Medien. An den schwarz-goldenen Zaunpfählen ist ein großes Transparent angebracht, auf dem mein Name steht. Sein Name. Unser Name. BRUNNER. Doch es gibt keinen Weg mehr zurück, ich bin schon zu weit gegangen, als dass ich jetzt noch umdrehen und mir sagen könnte, es sei nichts gewesen.<sup>733</sup>

Als der Name „Brunner“ mehrmals während des Prozesses ausgesprochen wird, fühlt sich die Autorin unwohl. Sie spürt Schmerzen in den Ohren, als sie den Namen hört. *„Er durchdringt mich und bleibt in mir, weil er dort ja auch seinesgleichen findet.“*<sup>734</sup> Einerseits weiß sie, dass es nicht um sie, sondern um Alois Brunner geht, andererseits fühlt sie sich auch angesprochen, wenn sie diesen Namen hört.<sup>735</sup>

Ein paar Tage später landet sie mit Gehirnhautentzündung im Krankenhaus. Ursächlich waren bestimmt die Ereignisse der letzten Tage – der Prozess gegen ihren Großonkel.<sup>736</sup> Die Auseinandersetzung mit Alois Brunner und die eigene Betroffenheit haben dazu beigetragen, dass die Autorin sich unwohl fühlt mit dem Gedanken, Großnichte des Massenmörders zu sein, und dies führt letztendlich zu ihrer Krankheit – sie durchlebt unbewusst den Tod des Großonkels. *„Doch spüren kann ich schon, den Zusammenhang zwischen der einen und der anderen Extremsituation, den ich erst viel später auch zugeben würde. Diese Auszeit habe ich mir jedenfalls nicht selbst ausgesucht.“*<sup>737</sup>, stellt Claudia BRUNNER fest. Wie sie später von einem ihrer Freunde erfährt, sei Alois Brunner Ende März/Anfang April 2001 gestorben. Für die Autorin ist das ein Schock, dass gerade zu dem Zeitpunkt, als ihr Großonkel starb, sie mit Gehirnhautentzündung in ein Krankenhaus eingeliefert wurde. *„Mir rieselt es kalt über den Rücken. (...) Es sind genau die zwei Wochen rund um meinen Krankenhausaufenthalt in Frankreich, rund um die Gehirnhautentzündung.“*<sup>738</sup>

---

<sup>733</sup> Ebd., S. 57f.

<sup>734</sup> Ebd., S. 59f.

<sup>735</sup> Vgl. ebd., S. 60.

<sup>736</sup> Vgl. ebd., S. 67f.

<sup>737</sup> Ebd., S. 69.

<sup>738</sup> Ebd., S. 81f.

Die Familie akzeptiert weitgehend ihre Beschäftigung mit Alois Brunner. Dennoch fühlt sie sich innerhalb der Familie allein, wenn es zur Verurteilung seiner Taten kommt und das Thema der familiären Loyalität angesprochen wird. Indem sie laut hinausschreit und ihren Großonkel vor anderen verurteilt, versucht sie sich von seiner Ideologie zu distanzieren. Bei ihrem Vater und anderen Familienmitgliedern hingegen kommt die familiäre Verbundenheit viel stärker ins Spiel, sodass sie eine Auslieferung, wenn man denn Brunners habhaft wäre, nicht billigen würden, während Claudia dafür plädieren würde.<sup>739</sup> Für andere Familienmitglieder wäre das „*familiärer Hochverrat*“<sup>740</sup>.

Als Jüngste unter ihren Cousins und Cousinen ist sie tatsächlich die Einzige, die sich aktiv mit dem berüchtigten Großonkel und der Geschichte seiner Zeit auseinandersetzt. Dazu hat sie den Mut, öffentlich Position zu beziehen.<sup>741</sup> Einmal hatte ihre Schwester gesagt, dass „*sie gar nie eine Notwendigkeit erkannt hatte, sich mit diesem Thema auseinander zu setzen, da sowieso [Claudia] sich darum kümmerte*“<sup>742</sup>.

### **2.3. Uwe von Seltmann auf der Suche nach seinem Großvater**

Im Gegensatz zu Claudias Großonkel Alois Brunner war Lothar von Seltmann, der Großvater von Uwe von SELTMANN, „*ein namenloses Rädchen im Getriebe des NS-Maschinerie*“<sup>743</sup>. Über ihn weiß man nur wenig. Aus diesem Grund versucht sein Enkel seit einiger Zeit, sein Leben nachzuzeichnen.<sup>744</sup>

Die Recherchen nach der Rolle seines Großvaters im "Dritten Reich" führte zu Konflikten innerhalb der eigenen Familie. Auf die Bitte, ihm Fotos, Briefe, Dokumente und Tagebücher des Großvaters zur Verfügung zu stellen, erhält er folgende Antwort seiner Tante<sup>745</sup>: „*Ich bin weit davon entfernt, ihm seine SS-Zugehörigkeit zum*

---

<sup>739</sup> Vgl. ebd., S. 75.

<sup>740</sup> Ebd.

<sup>741</sup> Vgl. ebd., S. 75f.

<sup>742</sup> Ebd., S. 66.

<sup>743</sup> Ebd., S. 11.

<sup>744</sup> Vgl. ebd.

<sup>745</sup> Vgl. ebd.

*Vorwurf zu machen – und Du solltest das auch nicht tun. Im Gegenteil: ich habe großen Respekt vor der ‘Lebensleistung’ meines Vaters, der ja nur 28 Jahre alt geworden ist.*<sup>746</sup> Diese ablehnende Haltung seitens der Familienmitglieder hielt ihn jedoch davon nicht ab, seine Recherchen fortzusetzen.

Sowohl in seinem als auch im Leben von Claudia BRUNNER findet er viele Parallelen, die er im Vorwort aufzählt. Die wichtigste Gemeinsamkeit ist die Tatsache, die sie beide zur dritten Generation der Angehörigen von NS-Tätern gehören. Sie sind jeweils die Einzigen in ihrer Familie, die das Tabu gebrochen haben und sich mit der NS-Vergangenheit der eigenen Familie beschäftigen. *„Die Vergangenheit reicht in die Gegenwart hinein, wirkt in uns weiter, ob es uns passt oder nicht.*<sup>747</sup>, stellt SELTMANN fest. Sie haben Orte besucht, in den ihre Nazi-Vorfahren tätig waren: Claudia reiste nach Südfrankreich und Saloniki, nach Paris und Berlin und Uwe nach Krakau, ins ukrainische Lemberg, nach Prag, Weimar und Wien. Sie beide halten das für eine Mission, der sie sich unterziehen müssen und an deren Anfang sie erst stehen.<sup>748</sup>

Wenn er und Claudia reden, beginnen auch andere zu reden und zu fragen – was ihre Großmütter und Großväter getan haben. Söhne und Töchter dagegen schämen sich für die Taten ihrer Eltern und werden mit ihren Schuldgefühlen nicht fertig. Für Uwe von SELTMANN ist eines klar: *„Moralische Schuld vererbt sich nicht.*<sup>749</sup>

Uwe von SELTMANN macht sich auf Spurensuche nach seinem Großvater und begibt sich nach Krakau, wo er zufällig einem Überlebenden des Holocausts in der dortigen Synagoge, begegnet der ihm sagt: *„Sie interessieren sich für Juden, weil Sie sich schuldig fühlen. Sie fühlen sich schuldig für das, was Ihr Großvater getan hat, was es auch immer war.*<sup>750</sup> In diesem Moment erscheint ihm die Gestalt seines Großvaters und seine Hassgefühle ihm gegenüber kochen hoch.<sup>751</sup> *„Und ich hasse ihn. Ja, verdammt noch mal, ich fühle mich schuldig. Seit zwanzig Jahren fühle ich mich schuldig. Dieser Londoner Jude, der nichts anderes sein sollte als*

---

<sup>746</sup> Vgl. von SELTMANN, Uwe: Schweigen die Täter, reden die Enkel (eine Einführung). Hier nach: <http://uwevonseilmann.wordpress.com/2007/02/05/schweigen-die-tater-reden-die-enkel/> Stand: 23.07.2012.

<sup>747</sup> Ebd.

<sup>748</sup> Vgl. Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 11f.

<sup>749</sup> Ebd., S. 13.

<sup>750</sup> Ebd., S. 99.

<sup>751</sup> Vgl. ebd., S. 95-99.



*schmückendes Beiwerk für meine Reportage, hat es mir unmissverständlich deutlich gemacht.*<sup>752</sup>

An dieser Stelle lässt sich festhalten, dass der Autor sehr unter Schuldgefühlen leidet, die mit der Tätigkeit seines Großvaters zu tun haben. Er fühlt sich verantwortlich für das, was Lothar von Seltmann getan hatte, obwohl er nicht weiß, worin dessen Aufgabe bestanden hatte. Auch Uwes Vater weiß nichts über Lothar, da er und seine Geschwister bei Pflegeeltern aufgewachsen sind.<sup>753</sup>

Die oben genannte Begegnung mit dem Londoner Juden hat Folgen. Uwe verwirklicht, was er schon lange vorgehabt hatte: das Leben seines Großvaters nachzuzeichnen. Er wühlt in Archiven, studiert Dokumente, findet und befragt Zeitzeugen, schaut sich alte Fotos an.<sup>754</sup> Dies trägt dazu bei, dass bald aufgrund dieser Recherchen ein Buch entsteht.

Uwe von SELTMANN nimmt den Leser mit auf eine Reise in die Vergangenheit, indem er die Biographie seines Großvaters präsentiert. Er lässt den Leser die Arbeit der Recherchen miterleben. Begegnungen mit Zeitzeugen, das Studieren der Akte und das Aufsuchen der Orte, die mit dem Großvater verbunden sind, zeichnen ein lebendiges Bild der Person Lothar von Seltmanns und seiner Entwicklung von der Schulbank angefangen bis zur Waffen-SS im Warschauer Ghetto.

Als Lothar 1932 von der Schule flieht, weil man in seinem Spind politisches Propagandamaterial entdeckt, findet er sofort Unterschlupf bei den Nazis. Nur ein Jahr später tritt er der SA bei. Nach dem nächsten Schulausschluss beschließt er nach Deutschland zu ziehen, um dort Kontakt zu anderen NS-Anhängern zu suchen. Doch ohne Schulabschluss will er nicht bleiben. 1934 wird er an der deutschen Aufbauschule in Gotha aufgenommen.<sup>755</sup> Seine Klassenkameraden beschreiben ihn als „begeisterten Hitler-Anhänger aus Österreich“<sup>756</sup>. Man erkennt daran, dass Lothar von Seltmann schon in seiner frühen Jugend überzeugter Nazi war. Er hielt sich für einen Märtyrer, der in seiner Heimat wegen seiner politischen Gesinnung verfolgt worden sei und deswegen nach Deutschland haben fliehen müssen.

1938 verlässt der Großvater Deutschland und kehrt wieder nach Österreich zurück. Dort in Wien arbeitet er unter anderem als Geschäftsführer des Gauverbandes Wien

---

<sup>752</sup> Ebd., S. 99.

<sup>753</sup> Vgl. ebd., S. 100.

<sup>754</sup> Vgl. von Seltmann, Uwe: Todleben. Eine deutsch-polnische Suche nach der Vergangenheit. München: Herbig Verlag, 2012, S. 19.

<sup>755</sup> Vgl. ebd., S. 108f.

<sup>756</sup> Ebd., S. 109.

des „Volksbundes für das Deutschtum im Ausland“. 1939 wird er zu den Totenkopf-Verbänden der SS einberufen. Seine Aufgabe besteht darin, „*die deutsche Minderheit in Wolhynien heim ins Reich zu führen*“<sup>757</sup>.<sup>758</sup> Da er sich bei dieser Aktion bewährt hat, erhält er 1940 in Berlin das vom Führer gestiftete Ehrenzeichen für „*deutsche Volkspflege*“<sup>759</sup> verliehen.

Im Sommer 1940 wird er „Stabsleiter der Umsiedlungsaktion Staffel-Ost (Cholmer und Lubliner Land)“, am 15. August Beauftragter der Volksdeutschen Mittelstelle beim SS- und Polizeiführer Lublin bei Odilo Globocnik. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion erweitert sich sein Arbeitsgebiet: er wird zum Höheren SS- und Polizeiführer im Generalgouvernement nach Krakau berufen.<sup>760</sup>

Das Bild, das Uwe von SELTMANN von seinem Großvater hatte, wurde durch seine Recherchen bestätigt.

Er war ein Theoretiker, kein Praktiker. Ihm werden bei „idealistischem, nationalsozialistischem Denken überragenden Kenntnisse“ bescheinigt. Seine gute Allgemeinbildung wird ebenso gelobt wie seine überdurchschnittliche Begabung, sein Fleiß, sein logisches Denkvermögen und seine Veranlagung zu „freier überzeugender Rede“. Im Truppendienst hingegen kritisiert der Kommandeur „lückenhafte Kenntnisse und mangelnde Fronterfahrung“. Es fehlten ihm noch „persönlicher Schwung, Truppenpraxis und sichere Befehlsgebung“.<sup>761</sup>

Selbst bei der Analyse des Fotos des Großvaters kann er in seinem Gesicht nichts Hartes, Brutales, Skrupelloses oder Menschenverachtendes erkennen. Eher im Gegenteil: sein Großvater macht einen „*weichen Eindruck – ein durchaus sympathischer Mensch*“<sup>762</sup>. Das Einzige, das ihn irritiert, ist, dass: „*selbst an Weihnachten seine SS-Uniform nicht abgelegt*“<sup>763</sup> hat.<sup>764</sup>

Als Uwe von SELTMANN sich mit dem Historiker Betrand Perz trifft, wird ihm ein Dokument überreicht, das die ganze Wahrheit über des Großvaters Tätigkeit enthüllt. Das Dokument enthält Informationen über die Niederschlagung des jüdischen Aufstands im Warschauer Ghetto, an der Lothar von Seltmann beteiligt war.<sup>765</sup> Seine Reaktion darauf ist heftig:

---

<sup>757</sup> Ebd.

<sup>758</sup> Vgl. ebd.

<sup>759</sup> Ebd., S. 113.

<sup>760</sup> Vgl. ebd., S. 113f.

<sup>761</sup> Ebd., S. 116.

<sup>762</sup> Ebd., S. 119.

<sup>763</sup> Ebd.

<sup>764</sup> Vgl. ebd.

<sup>765</sup> Vgl. ebd., S. 122ff.

Mein Unbewusstes hatte mir einen Streich gespielt: ich hatte dieses Schreiben, das Großvater als Mitglied eines Panzer-Grenadier-Ersatz-Bataillons der SS auswies, völlig verdrängt. So tief verdrängt, dass ich es überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Meine Augen waren im Blick auf dieses Blatt buchstäblich mit Blindheit geschlagen. Auch an diesem Nachmittag, als ich alle Dokumente noch einmal durchsah, hatte ich ausgerechnet dieses Schreiben übersehen. Ein klassischer Fall von selektiver Wahrnehmung? Was befürchtete mein Unbewusstes? Was würde mich so Unangenehmes erwarten? (...) Wie ein Blitz schlägt es in meinem Hirn ein. Das beruhigte Gewissen ist plötzlich einem jähen Entsetzen gewichen. Und mit einem Mal meldet sich auch jenes, diffuse längst bewältigt geglaubte Schuldgefühl wieder, das mich seit meiner Jugendzeit nicht mehr loslassen wollte.<sup>766</sup>

An dieser Stelle sieht man, dass mit dieser schockierenden Information sich das Bild des Großvaters eintrübt und die feste Überzeugung, dass er nur ein Schreibtischtäter gewesen sei, nicht mehr da ist. Der Autor ist entsetzt durch das, was er zu sehen bekommen hat. Das kurz beruhigte Gewissen fängt wieder an, ihn zu plagen. Das Schuldgefühl meldet sich wieder, das ihn seit seiner Jugendzeit nicht mehr loslassen wollte. Er hat sich sehr intensiv mit dem Thema über das Warschauer Ghetto beschäftigt, deswegen weiß er, dass das SS-Panzer-Grenadier-Ersatzbataillon, dem sein Großvater angehörte, zur Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands beauftragt war.<sup>767</sup>

Der Autor fragt sich immer wieder, warum er sich ständig mit dem Großvater beschäftigt. Seit drei Jahren tut er nichts anderes als Zeitzeugen aufzusuchen und verschiedene Dokumente und Fachbücher über seinen Großvater zu lesen. Statt in Urlaub zu fahren, verbringt er seine Freizeit im Staatsarchiv.<sup>768</sup>

„Bist du eigentlich bescheuert?“ Die Frage, die schon viele an mich gerichtet haben, stelle ich mir inzwischen immer häufiger auch selbst. Ich bin wieder in Sachen Großvater unterwegs, über 3000 Kilometer werde ich diesmal zurücklegen. Wien, Graz, die Unibibliothek Tübingen waren schon meine Stationen, heute das Gespräch in München, noch ein Termin in Köln, dann will ich meine Recherchen fürs Erste beenden. Dann will ich einen – wenn vielleicht auch vorläufigen – Schlusstrich ziehen. Schlaflose Nächte, Alpträume, psychosomatische Beschwerden aller Art haben ihre Spuren hinterlassen. Mir geht die Kraft aus.<sup>769</sup>

Es ist offensichtlich, dass der ständige Drang, die Wahrheit über Lothar von Seltmann zu erfahren, bestimmte Auswirkungen auf den Körper von dessen Enkel hat. Pausenlos zieht er viele Kilometer durch verschiedene Orte in Europa, um nur auf Großvaters Spuren zu gelangen. Er wird von Beschwerden aller Art geplagt: schlaflose Nächte, Alpträume. Er hat keine Kraft mehr und trotzdem will er der

---

<sup>766</sup> Ebd., S. 124.

<sup>767</sup> Vgl. ebd.

<sup>768</sup> Vgl. ebd., S. 142.

<sup>769</sup> Ebd.

Wahrheit näher kommen. Dies ist ihm viel wichtiger als alles andere. Er stellt sich viele Fragen, die er nicht beantworten kann: *„Warum beschäftige ich mich unaufhörlich mit dem unrühmlichsten Kapitel der deutschen Geschichte?“*<sup>770</sup> Vielleicht will er das, was sein Großvater anderen Menschen angetan hat, wiedergutmachen oder seine Schuldgefühle, die ein Jude in Krakau an die Oberfläche geholt hat, beruhigen. Uwe von SELTMANN kann nicht verstehen, warum gerade er sich mit diesem Thema beschäftige. Seine Tante erklärt ihm, dass er als Vertreter der dritten Generation die nötige Distanz dazu habe, die ihr und der zweiten Generation bei ihren Nachforschungen gefehlt habe.<sup>771</sup>

*„Wieso hat es mich – nichtsahnend – immer wieder an die Orte geführt, an denen mein Großvater tätig war?“*<sup>772</sup>, fragt sich der Autor, indem er die Städte aufzählt, die er besucht hat. Manche wie Wien oder Krakau lassen sich erklären: in Wien lebte seine Urgroßmutter und in Krakau wurde sein Vater geboren, aber warum er zum Beispiel ausgerechnet nach Prag und nicht nach Paris oder London fuhr, blieb für ihn ein Rätsel bis er erfuhr, dass sich dort einst auch sein Großvater aufgehalten hatte<sup>773</sup>: *„Großvater nahm dort im Herbst 1943 an einem mehrwöchigen Lehrgang teil, wurde hier 1944 wegen Nierenkoliken im SS-Lazarett Felsengrund behandelt.“*<sup>774</sup>. Vielleicht ist *„sein Hang“*<sup>775</sup> zum Osten auch ein Teil des Erbes seines Großvaters.

Uwe von SELTMANN ist der Auffassung, dass er viele Gemeinsamkeiten mit seinem Großvater habe.

Mein Großvater war ein reisefreudiger Mensch, dauernd unterwegs, es hat ihn nie lange an einem Ort gehalten. Und meine Eltern? Ich begegne ihnen häufiger in irgendwelchen polnischen Beskidendörfern als zu Hause. Und ich? Außer meinen zusammensteckbaren Bücherregalen und einem Schaukelstuhl besitze ich keine eigenen Möbel mehr, zwanzig Mal bin ich umgezogen. Und weil ich beruflich bedingt ständig irgendwo in Mitteleuropa herumreise, ist es nun wirklich nichts Übernatürliches, in einem der Großvater-Orte zu landen.<sup>776</sup>

Wie man aus den obigen Zeilen sieht, ist Uwe nicht der Einzige, der viel in der Welt herumreist. Er führt eine Familientradition fort, die sein Großvater begonnen hat und

---

<sup>770</sup> Ebd., S. 143.

<sup>771</sup> Vgl. ebd.

<sup>772</sup> Ebd., S. 144.

<sup>773</sup> Vgl. ebd.

<sup>774</sup> Ebd.

<sup>775</sup> Ebd., S. 145.

<sup>776</sup> Ebd., S. 148.

die auch von seinen Eltern gepflegt wird. Dadurch, dass er diese Familiengemeinsamkeit entdeckt hat, ist es für ihn nichts Übernatürliches, des Großvaters-Orte zu besuchen. Dies ist aber nicht das einzige, was die Familie verbindet. Die Vorliebe für Bücher ist die nächste Familientradition, die dem Großvater, Vater und Enkel gemeinsam ist. „*Mein Großvater war ein Büchernarr, mein Vater ist es und ich bin es auch. Großvater hat ein Buch geschrieben, mein Vater eine ganze Reihe, bei mir sind es inzwischen vier*“<sup>777</sup>, schreibt der Autor.

Uwe sieht plötzlich noch mehr Ähnlichkeiten, die vor allem ihn und seinen Großvater verbinden, und ist erschrocken.

Mein Vater soll unter den Geschwistern dem Vater am meisten ähneln, ich soll Großvaters Charme geerbt haben. Großvater war Journalist, ich bin es auch. Großvater soll die Büroarbeit gehasst haben und die Kaffeehäuser geliebt – nicht anders sein Enkel. Großvater hat meinem Vater seinen Namen gegeben: Lothar. In meinem Pass steht dieser Name ebenfalls, im Pass meines Sohnes auch ...<sup>778</sup>

Für ihn ist der Gedanke, vielleicht Charakterzüge wie sein Großvater zu haben, niederschmetternd. Er quält sich mit der Frage, ob er sich, wenn er so viel Gemeinsames mit Lothar von Seltmann hat, im "Dritten Reich" auch so wie er verhalten hätte und auch zu Verbrechen fähig gewesen wäre.<sup>779</sup>

Lothar von Seltmann soll am 13. Februar 1945 gestorben sein. Seine sterblichen Überreste sind nie gefunden worden. Dennoch trägt ein Grabstein auf dem Wiener Zentralfriedhof seinen Namen. Uwe ist jedoch nie dort gewesen. Er hat zwar aufgehört, seinen Großvater zu hassen, aber hat noch nicht seinen Frieden mit ihm gemacht.<sup>780</sup>

## 2.4. Zusammenfassung

Uwe von SELTMANN und Claudia BRUNNER sind trotz aller Schwierigkeiten überzeugt, das Richtige zu tun. Beide gehören zur dritten Generation, die sich zu Wort meldet und sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt. Beide Autoren wollen

---

<sup>777</sup> Ebd.

<sup>778</sup> Ebd., S. 148f.

<sup>779</sup> Vgl. ebd., S. 149.

<sup>780</sup> Vgl. ebd., S. 171f.

die Familiengeschichte aufarbeiten und zeigen auf sehr persönliche Weise, wie die Vergangenheit bis in die Gegenwart fortwirkt. Sie haben mehrfach erlebt, dass der offene Umgang mit diesem Thema alles andere als einfach ist. Es ist nicht einfach, Leute zum Reden zu bringen und sie zu bitten, von ihren Erlebnissen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zu berichten. Aber erst durch die offene Beschäftigung mit diesem Thema wird die Bewusstmachung und Aufarbeitung möglich.<sup>781</sup> Auch wenn die moralische Schuld nicht vererbt wird, ist eines klar – die psychischen und moralischen Folgen beschädigen noch die folgenden Generationen. Obwohl die dritte Generation bereits weit von den historischen Ereignissen entfernt ist, trägt sie ein schweres Erbe. *Die Vergangenheit reicht bis in die Gegenwart hinein, wirkt in uns weiter, ob es uns passt oder nicht*, stellt Uwe von SELTMANN fest.

Claudia BRUNNER und Uwe von SELTMANN haben das Thema, das in ihren Familien ein Tabu war, öffentlich gemacht. Was sie über ihre Vorfahren erfahren haben, war nicht angenehm: Der Großvater von Uwe von SELTMANN gehörte zum Stab von Odilo Globocnik, einem der brutalsten Massenmörder des "Dritten Reiches"; der Großonkel von Claudia BRUNNER war enger Mitarbeiter Adolf Eichmanns bei der Deportation von Juden und war einer der meistgesuchten NS-Verbrecher.

Beide beschreiben offen die emotionale Seite der Auseinandersetzung mit berüchtigten Vorfahren: ihre Vorstellung, ein Erbe von Schuld und Verantwortung zu übernehmen; das Gefühl, in besonderer Mission zu sein, um alles wiedergutzumachen; ihren geheimen Wunsch, Unterstützung seitens der eigenen Familie zu erhalten.<sup>782</sup>

Die Texte von Claudia BRUNNER und Uwe von SELTMANN sind als Dokumente der Spurensuche *„wichtige Quellen für eine noch ausstehende Mentalitätsgeschichte des Nationalsozialismus und seiner lang anhaltenden Folgen und Wirkungen“*<sup>783</sup>.

---

<sup>781</sup> von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel (eine Einführung).

<sup>782</sup> Vgl. Lachnit, Peter: Die Fragen der Enkel. „Was hast du damals getan?“ Hier nach: <http://oe1.orf.at/artikel/204588> (Stand: 30.07.2012).

<sup>783</sup> Benz, Wolfgang: Schweigen, Verweigern, Bewältigen. Vom Umgang mit nationalsozialistischer Vergangenheit. In: Brunner/von Seltmann: Schweigen die Täter, reden die Enkel, S. 190.

## Resümee

Über 60 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus erlebt man einen „Erinnerungsboom“. Der Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus und insbesondere die Frage, wie in Familien erinnert wird und wie sich die zweite und dritte Generation mit diesem Thema auseinandersetzt, ist ein wichtiges Motiv der Diskussionen geworden.<sup>784</sup>

In dieser Arbeit habe ich versucht, die Kindheit, das Erwachsenenleben und das Verhältnis der Kinder von prominenten Nazis zu ihren Vätern/Großvätern nachzuzeichnen. Für mich war es dabei besonders wichtig zu zeigen, wie sich diese Beziehung zum väterlichen Elternteil im Laufe der Zeit änderte: in der Kindheit und dann zum Vergleich im Erwachsenenalter, als sie sich schon dessen bewusst waren, welche schwere Last sie trugen.

Ich habe mich bewusst auf zwei Generationen (die zweite und die dritte Generation) konzentriert, da ich unbedingt zeigen wollte, wie unterschiedlich man sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinandersetzen kann. Aus der Lektüre der von mir ausgewählten Bücher kann ich feststellen, dass einerseits die dritte Generation mit dem Thema der Beteiligung an den NS-Verbrechen distanzierter als die zweite Generation umgeht, andererseits trotzdem die Last des Verbrechens trägt, da sie genauso groß wie bei der zweiten Generation sein kann.

*Schweigen* und *Schuld* sind Begriffe, die immer wieder in dieser Arbeit auftauchen. Auch wenn sich die Kinder der NS-Täter der emotionalen Verbindung zu ihren Vätern zunächst nicht bewusst sind, merken sie jedoch, dass sie sich dieser nicht entziehen können. Viele erkennen, dass die Schuld der Eltern sich auf sie übertragen hat, auch wenn sie selbst keine Verbrecher sind. Sobald sie sich dieser Schuld bewusst geworden sind, versuchen sie auf unterschiedliche Art und Weise damit umzugehen.<sup>785</sup> Sie beginnen sich mit dem Thema des "Dritten Reiches" zu beschäftigen, machen sich auf die Spur ihrer Vorfahren, um der Wahrheit näher zu kommen, indem sie mehrere Zeitzeugen befragen und die Beteiligung des Vaters/Großvaters an den Verbrechen rekonstruieren. Sie versuchen das allgemeine

---

<sup>784</sup> Vgl. Mikota Jana: „Das Was ist nicht so wichtig wie die Tatsache, dass wir uns erinnern“ In: Ewers, Hans-Heino /Mikota, Jana /Reulecke, Jürgen /Zinnecker, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. S. 169.

<sup>785</sup> Vgl. Wanderer: Schweigen und Schuld, S. 18.

Schweigen zu durchbrechen und gehen mit ihren gewonnenen Ergebnissen der Recherchen und den eigenen Erinnerungen in die Öffentlichkeit.

Die von mir präsentierten Nachkommen der prominenten Nazis gehen unterschiedlich mit der Last der Verbrechen ihrer Vorfahren um. Obwohl das Ausmaß der Verantwortung und Schuld der Väter von den Nachkommen unterschiedlich bewertet wird, verleugnet in den angeführten Beispielen keiner die Schuld. Jeder der Autoren offenbart seine Gefühle, als er erfuhr, dass sein Vater NS-Verbrecher gewesen war. Alle gehen unterschiedlich mit diesen Gefühlen um. Viele fühlen sich wegen der Taten der Vorfahren schuldig und nehmen diese Last auf sich. Sie glauben, dass Schuld vererbbar sei. Sie schämen sich, dass sie den gleichen Namen tragen wie die berüchtigten Vorfahren. Einige übernehmen sogar den Familiennamen des Lebensgefährten und wollen versteckt und unerkant bleiben, wie z.B. Rolf Mengele, der den Familiennamen seiner Frau angenommen hat, oder Margret Speer, die im Moment als sie den Namen auf Nissen änderte, Erleichterung verspürt hat. Richard von Schirach hingegen ist bei seinem Familiennamen geblieben. Alles was einst seine Familie besaß, war beschlagnahmt, zerbombt und enteignet worden. Nur der Name ist ihm geblieben. Dies wollte er nicht auch noch verlieren. Er empfand seinen Namen als Schicksal, das man ertragen und meistern müsse. Anders war es bei Claudia Brunner, der Großnichte von Alois Brunner, die Schmerzen spürte, als sie den Namen „Brunner“ hörte.

Zusammenfassend möchte ich hinzufügen, dass anhand der angeführten Beispiele das Thema dieser Arbeit bestätigt wird, wonach die Kinder und Enkel prominenter Nazis ein schweres Erbe zu tragen haben. Schon in ihrer Kindheit, als der väterliche Elternteil entweder verhaftet oder getötet wurde, hatten sie mit vielen Schicksalsschlägen zu kämpfen, indem die ganze Familie mittellos zurückgelassen wurde. Im Erwachsenenleben setzte sich das fort, als sie die Last des eigenen Familiennamens tragen mussten.



# **Bibliographie:**

## **PRIMÄRLITERATUR:**

BRONNEN, Barbara: Die Tochter. München: Wilhelm Heyne Verlag, 1996.

BRUNNER, Claudia/von SELTMANN Uwe: Schweigen die Täter, reden die Enkel. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag, 2011.

HIMMLER, Kathrin: Die Brüder Himmler. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 2007.

NISSEN, Margret: Sind Sie die Tochter Speer? München: Bastei Lübbe Verlag, 2005.

von SCHIRACH, Richard: Der Schatten meines Vaters. München: dtv Verlag, 2011.

SCHNEIDER, Peter: Vati. Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag, 1989.

## **SEKUNDÄRLITERATUR:**

ASPETSBERGER, Friedbert: >arnolt bronnen< Biographie. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 1995.

BAR-ON, Dan: Die Last des Schweigens. Gespräche mit den Kindern von NS-Tätern; Hamburg: Körber-Stiftung Verlag, 2003.

BAR-ON, Dan: Wie lassen sich deutsche und israelische Jugendliche zum Thema Holocaust ansprechen? In: BAR-ON, Dan/BRENDLER, Konrad/HARE, A. Paul (Hg.): Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, 1997, S. 10-15.

BEYER, Susanne: Vater und Verbrecher. In: Der Spiegel, Nr. 5, Jahr 2005, S. 149.

BOTZ, Gerhard (Hg.): Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus. Wien: Mandelbaum Verlag, 2007, S.

BYHAN, Inge: Von Reue keine Spur. In: Bunte Illustrierte, Nr. 30, Juli 1985.

BYHAN, Inge: So viele halfen ihm. In: Bunte Illustrierte, Nr. 27, Juni 1985.

DREYER, Janina: Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Examensarbeit. Münster: Grin Verlag, 2008.

EICHENBERG, Ariane: Familie-Ich-Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane. Göttingen: V&R Unipress, 2009.

EWERS, Hans-Heino/GREMMELE, Caroline: Auf Spurensuche in der Großelterngeneration. In: EWERS, Hans-Heino /MIKOTA, Jana /REULECKE, Jürgen /ZINNECKER, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. München: Juventa Verlag, 2006, S. 125-138.

FEST, Joachim: Speer. Eine Biographie. Berlin: Alexander Fest Verlag, 1999.

FRANCK, Barbara: Mütter und Söhne. Gesprächsprotokolle mit Männern. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1983.

GEHRKE, Ralph: Literarische Spurensuche: Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992.

GREMMELE, Caroline: Nüchternes Erschrecken über Vater und Großvater. In: EWERS, Hans-Heino /MIKOTA, Jana /REULECKE, Jürgen /ZINNECKER, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. München: Juventa Verlag, 2006, S. 139-151.

GRUBER, Georg: Spurensuche in der Familie Himmler. Hier nach: <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/453775/> (Stand: 02.07.2012).

HAMMERSTEIN, Katrin: Deutsche Geschichtsbilder vom Nationalsozialismus. Hier nach: <http://www.bpb.de/apuz/30715/deutsche-geschichtsbilder-vom-nationalsozialismus?p=0> (Stand: 23.03.2012).

HIMMLER, Kathrin: „Heini“ und seine Brüder – ein Interview. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung: 42/2005, S. 9.

HIMMLER, Kathrin: „Mein Vater hatte Angst, ich könnte etwas herausfinden“. Hier nach: <http://www.wewelsburg.de/de/aktuelles/meldungen/bericht-lesung-kathrinhimmler-juli2010.php> (Stand: 18.07.2012).

HOMANN, Ursula: Im Schatten der Väter. Kinder von NS-Tätern melden sich zu Wort. Hier nach: <http://www.ursulahomann.de/ImSchattenDerVaeterKinderVonNSTaeternMeldenSichZuWort> (Stand: 18.04.2012).

LACHNIT, Peter: Die Fragen der Enkel. „Was hast du damals getan?“ Hier nach: <http://oe1.orf.at/artikel/204588> (Stand: 30.07.2012).

LEBERT, Norbert /LEBERT, Stephan: Denn Du trägst meinen Namen. München: Karl Blessing Verlag, 2000.

MIKOTA, Jana: „Das Was ist nicht so wichtig wie die Tatsache, dass wir uns erinnern“ In: EWERS, Hans-Heino /MIKOTA, Jana /REULECKE, Jürgen /ZINNECKER, Jürgen (Hg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. München: Juventa Verlag, 2006, S. 169-183.

MINKMAR, Nils: Die Wiederkehr von Albert Speer – wozu? In: Frankfurter Allgemeine, Nr. 6, vom 13.02.2005, S. 29.

NAGEL, Wolfgang: Zu Besuch bei einem Ungeheuer. In: Die Zeit vom 17.04.1987.

PIETSCHMANN, Oliver: Sind Sie die Tochter Speer? In: Stuttgarter Nachrichten, vom 21.09.2007.

POSNER, Gerald: Belastet. Meine Eltern im Dritten Reich. Gespräche mit den Kindern von Tätern. Berlin: Das Neue Berlin Verlag, 1994.

SCHILDT, Axel: Gesellschaft, Alltag und Kultur in der Bundesrepublik. Hier nach: <http://www.bpb.de/publikationen/02296269038207972137136065954162.html> (Stand: 23.03.2012).

SCHNEIDER, Peter: Deutsche Ängste. Sieben Essays. Darmstadt: Luchterhand Verlag, 1986.

SCHNEIDER, Peter: Interview mit Colin Riordan. In: Colin Giordan: (editor's introduction) Vati: German Texts Edition, ed. Colin Giordan. Manchester: Manchester University Press, 1993.

SCHÖNFELD, Gerda-Marie: „So eine Nachbarschaft“ In: Der Spiegel, Nr. 11, Jahr 1987.

von SELTMANN, Uwe: Todleben. Eine deutsch-polnische Suche nach der Vergangenheit. München: Herbig Verlag, 2012.

von SELTMANN, Uwe: Schweigen die Täter, reden die Enkel (eine Einführung). Hier nach: <http://uwevonselmann.wordpress.com/2007/02/05/schweigen-die-tater-reden-die-enkel/> Stand: 23.07.2012.

SICHROVSKY, Peter: Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln: Kiepenheuer & Witsch Verlag, 1987.

SNYDER HOOK, Elizabeth: Family Secrets and the Contemporary German Novel. Literary Explorations in the Aftermath of the Third Reich. Rochester: Camden House Verlag, 2001.

SPÄTH, Herbert: „Ich trage einen bösen Namen“. Richard von Schirach über den Schatten seines Vaters. Hier nach: <http://web.archive.org/web/20071026121711/http://www.berlinerliteraturkritik> (Stand: 18.04.2012).

SPEER, Albert: Spandauer Tagebücher. Frankfurt a. M.: Propyläen Verlag, 1975.

UVANOVIC, Zeljko: Söhne vermissen ihre Väter. Mislungene, ambivalente und erfolgreiche Vatersuche in der deutschsprachigen Erzählprosa nach 1945. Marburg: Tectum Verlag, 2001.

WANDERER, Ulrike: Schweigen und Schuld. Die Last der Kinder von NS-Tätern; Studienarbeit. Potsdam: Grin Verlag, 2007.

WELZER, Harald: Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg: HIS Verlag, 2001.

von WESTERNHAGEN, Dörte: Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach. München: dtv Verlag, 1991.

## **LEBENS LAUF**

### **AGNIESZKA PIORKOWSKA**

\* 29. Mai 1986, Plock (Polen)

2005: Matura an der Stanislaw-Malachowski-Allgemeinbildenden Oberschule in Plock

2005-2008: Bachelor-Studium an der Staatlichen Fachhochschule in Plock (Deutsche Philologie)

2005-2008: Lehrerpraktikum an der Stanislaw-Malachowski-Allgemeinbildenden Oberschule in Plock

2010-2012: Masterstudium an der Universität Wien (Deutsche Philologie)